Friedrich Nicolai und der Sturm und Drang.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde
der philosophischen Fakultät (I. Sektion)
der K. Ludwig-Maximilians-Universität
zu München

vorgelegt von

Martin Sommerfeld
aus Angerburg (O.-Pr.).

R N B

Borna-Leipzig
Druck von Robert Noske
1917.

Eingereicht am 22. Mai 1916.

Genehmigt auf Antrag der Herren Professoren
Muncker und Paul.

Tag der mündlichen Prüfung: 28. Juli 1916.

Meinen lieben Eltern!

Inhaltsverzeichnis.

Literaturverzeichnis.[1]

A. Die öfter zitierten Schriften Nicolais.

„Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland.“ Berlin 1755. Neudruck besorgt und eingeleitet v. Georg Ellinger. Berliner Neudrucke III, 2. (Zit.: Briefe itz. Zust.)

„Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste.“ 4 Bde. Berlin 1757 ff. (Zit.: Bibl. d. sch. Wiss.)

„Briefe die neueste Literatur betreffend.“ Berlin 1759 ff. (Zit.: Litbrief 166 usw.)

„Allgemeine Deutsche Bibliothek.“ Berlin 1766 ff.[2]) (Zit.: A. D. Bibl.)

„Das Leben und die Meynungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker.“ 3 Bde. Berlin und Stettin 1773 ff. (Zit.: Sebald. Noth.)

„Geschichte eines dicken Mannes, worin drey Heurathen und drey Körbe, Nebst viel Liebe.“ 2 Bde. Berlin und Stettin 1794. (Zit.: Dicker Mann.)

„Leben und Meynungen Sempronius Gundiberts, eines deutschen Pilosophen nebst 2 Urkunden der neuesten deutschen Philosophie.“ Berlin und Stettin 1798. (Zit.: Sempron. Gundibert.)

„Vertraute Briefe von Adelheid B. an ihre Freundinn Julie S.“ Berlin und Stettin 1799.

Philosophische Abhandlungen. Größtentheils vorgelesen in der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin und Stettin 1808. 2 Bde.

Freuden des jungen Werthers, Leiden und Freuden Werthers des Mannes. Voran und zuletzt ein Gespräch. Berlin 1775. (Zit.: Freuden Werthers.)

Eyn feyner kleyner Almanach vol schoenerr echterr liblicherr Volckslieder lustiger Reyen, unndt kleglicher Mordgeschichte, gesungen von Gabriel Wunderlich, Weyl. Benkelsängernn tzu Dessau herausgegeben von Daniel Säuberlich, Schustern tzu Ritzmück ann der Elbe. 1. u. 2. Jahrgang. Berlin und Stettin 1777/78. Neu herausgegeben von Georg Ellinger. Berliner Neudrucke I, 1. (Zit.: F. kl. Almanach.)

Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz im Jahre 1781. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten. Berlin und Stettin 1783 ff. (Zit.: Reisebeschreibung.)

---

[1]) Weitere Literaturnachweise an verschiedenen Stellen der Untersuchung. — Das Verzeichnis der gesamten Schriften Nicolais (nicht ganz vollständig): Goedekes Grundriß IV ^{3}, 3 S. 499 ff.

[2]) So! in Wirklichkeit 1765 ff. erschienen.

B. Allgemeines und umfangreichere Monographien mit allgemeineren Aufschlüssen.

Erich Schmidt, „Lessing, Geschichte seines Lebens und seiner Schriften." 3. Aufl. Berlin 1909.

Rudolph Haym, „Herder nach seinem Leben und seinen Werken." Berlin 1880. 2 Bde.

Franz Muncker, „Klopstock. Geschichte seines Lebens und seiner Schriften." Stuttgart 1888.

Rudolph Unger, „Hamann und die Aufklärung." Jena 1911.

Rudolph Unger, „Hamanns Sprachtheorie im Zusammenhange seines Denkens." München 1905.

Fritz Strich, „Die Mythologie von Klopstock bis Wagner." Halle 1911. 2 Bde.

Albert Köster, „Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung im 18. Jahrhundert." Leipzig 1912.

Edmund Pentzhorn, „Thomas Abbt." Diss. Gießen 1884.

„Sturm und Drang." Herausgegeben von August Sauer. In Kürschners Deutsche Nationalliteratur. Bd. 79—81.

Der Göttinger Dichterbund. Herausgegeben von August Sauer. In Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bd. 49—51.

Gedichte von Gottfried August Bürger. Herausgegeben von August Sauer. In Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bd. 78.

Oscar F. Walzel, „Shaftesbury und das deutsche Geistesleben des 18. Jahrhunderts." German.-Roman. Monatsschrift I, 416.

Erwin Kircher, „Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit. Ein begriffsgeschichtlicher Versuch." In Zeitschr. f. deutsche Wortforschung 4 (1903) S. 1 ff.

Ludwig Goldstein, „Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik." Königsberg 1904.

Fr. Braitmaier, „Geschichte der poetischen Theorie und Kritik von den Diskursen der Mahler bis Lessing." Frauenfeld 1888.

Wilhelm Herbst, „Joh. Heinrich Voß." 2 Bde. Leipzig 1872—1874.

Franz Muncker, „Johann Kaspar Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens." Stuttgart 1883.

Jakob Minor, „Joh. G. Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode." Frankfurt a. M. 1881.

J. W. Appell, „Werther und seine Zeit." 4. Aufl. Oldenburg 1896.

Fr. Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalstaat." München 1908.

Oscar F. Walzel, „Deutsche Romantik." 2./3. Aufl. Leipzig 1912.

Fr. Gundolf, „Shakespeare und der deutsche Geist." Berlin 1911.

a) Die Darstellungen von A. Koberstein (Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 5. Aufl.), W. Scherer (Geschichte der deutschen Literatur) und insbesondere von Hermann Hettner (Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts).

b) Die Werke

Lessings[1]) sind nach der Ausgabe von Lachmann-Muncker zitiert,
Klopstocks sind nach der Ausgabe von R. Boxberger(Hempel) zitiert,
Hamanns sind nach der Ausgabe von F. Roth, Berlin 1821 ff. zitiert,
Herders sind nach der Ausgabe von Bernhard Suphan zitiert,
Goethes sind nach der Weimarer Ausgabe zitiert,
Thomas Abbts sind nach der Ausgabe von Fr. Nicolai, Berlin 1768—1771 zitiert,
Moses Mendelssohns sind nach der Ausgabe von B. G. Mendelssohn, Leipzig 1844, zitiert.

C. Literatur über Nicolai und einzelne seiner Schriften.

Franz Muncker in Allgemeine Deutsche Biographie.

Jacob Minor, „Friedrich Nicolai" in ‚Lessings Jugendfreunde'. In Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bd. 72. (Zit.: Minor, DNL. 72.)

Ernst Altenkrüger, „Friedrich Nicolais Jugendschriften", Berlin 1894 (und dazu Euphorion IV, 349 ff.).

Richard Schwinger, „Fr. Nicolais Roman ‚Sebaldus Nothanker'." Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. Weimar 1897. Literarhistorische Forschungen, herausgegeben von Jos. Schick und Max v. Waldberg II.

L. F. G. v. Göckingk, „Fr. Nicolais Leben und literarischer Nachlaß." Berlin 1820.

Carl Kleve, „Nicolais feyner kleyner Almanach." Programm Schwedt 1895.

Karl Aner, „Der Aufklärer Friedrich Nicolai." Gießen 1912.

Karl Aner, Deutsch-Evangelische Monatsblätter 1913, 588 ff.; vgl. auch R. Kayser, Fr. Nicolai und der Neuidealismus. Monatshefte der Comeniusgesellschaft für Kultur 1913, 5, 39 ff.

Robert Petsch, „Lessings Briefwechsel mit Mendelssohn und Nicolai über das Trauerspiel." Philosophische Bibliothek Bd. 121.

Ludwig Geiger, „Berlin 1688—1840." Berlin 1892. 2 Bde.

Gustav Rümelin, „Reden und Aufsätze." Neue Folge. Freiburg 1881. S. 407 ff.

Rudolf Voß, „Friedrich Nicolai bis zu seinem Verkehr mit Mendelssohn und Lessing." Archiv für Literaturgeschichte 2 (1872) S. 374 ff.

Richard M. Werner, „Der Berliner Werther." Salzburg 1878. (Privatdruck.)

Heinrich Lohre, „Zur Entstehungsgeschichte von Nicolais feynem kleynem Almanach." Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 25 (1915) 147 ff.

Ad. Lasson, „Fr. Nicolai im Kampfe gegen den Idealismus." Herrigs Archiv 32, 257 ff.

[1]) Auch die von Nicolai herausgegebenen Bände von Lessings Sämtlichen Schriften, Berlin 1794 (Bd. 26 u. 27), wurden herangezogen; die Zitate von Stellen aus denselben — besonders Anmerkungen Nicolais —, sind als solche kenntlich gemacht.

Eduard Berend, „Nicolais Besuch in Weimar im Jahre 1773.“ Zeitschrift für Bücherfreunde Neue Folge 2 (1910), 1.

Adolf Schach, „Nicolais Bemühungen um die deutsche Sprache.“ Diss. Gießen 1913.

D. Briefe von und an Nicolai.

Otto Hoffmann, „Herders Briefwechsel mit Nicolai.“ Berlin 1888.

Richard Maria Werner, „Aus dem Josephinischen Wien.“ Briefwechsel zwischen Nicolai und Baron v. Gebler. Berlin 1888.

a) **Karl Wagner**, „Briefe an Joh. H. Merck.“ Darmstadt 1835.

b) **Karl Wagner**, „Briefe an und von Joh. H. Merck.“ Darmstadt 1838.

c) **Karl Wagner**, „Briefe aus dem Freundeskreise Goethe, Herder, Höpfner und Merck.“ Leipzig 1847.

W. Dorow, „Denkschriften und Briefe“ 1—5. Berlin 1838—1841.

Otto Hoffmann, „Hamann-Briefe aus Nicolais Nachlaß.“ Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 1, 116 ff.

Heinrich Weber, „Neue Hamanniana.“ München 1904. (2 Briefe Hamanns an Nicolai in vollständiger Fassung.)

Adolf Strodtmann, „Briefe von und an Gottfried August Bürger.“ Berlin 1874. 4 Bde.

Michael Denis' literarischer Nachlaß, herausgegeben von J. F. Frh. v. Retzer. Wien 1802. (Briefe Nicolais an Denis.)

„Reise des Herrn v. Bretschneider nach London und Paris nebst Auszügen aus seinen Briefen an Herrn Fr. Nicolai.“ Herausgegeben von L. F. G. v. Göckingk. Berlin und Stettin 1817.

Aus Fr. H. Jacobis Nachlaß. Herausgegeben von R. Zoeppritz. Leipzig 1869. 2 Bde.

Erich Schmidt, „Lessingiana.“ Seufferts Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte 4, 272 ff. (Brief Kästners an Nicolai.)

Friedrich Wilhelm, Briefe an K. W. Ramler. Ebenda 4, 41 ff. (Brief Nicolais an Ramler S. 245 f.)

Jakob Minor, „Briefe aus Ch. F. Weißes Nachlaß.“ Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte 9, 453 ff.

Hermann Bräuning-Oktavio, „Briefe aus der Wertherzeit.“ Die Grenzboten 1911 I, 411 ff. (Briefe aus Nicolais Nachlaß von Deinet, Höpfner und Petersen.)

R. Thiele, „Briefe an Joh. Joach. Eschenburg.“ Zeitschrift für deutsche Philologie 12, 217 ff.

Alfred Stern, „Mirabeau und Lavater.“ Deutsche Rundschau 1904 Bd. 118 S. 419 ff. (Briefe Nicolais und Lavaters aus den 80er Jahren.)

R. M. Werner, „Gerstenbergs Briefe an Nicolai nebst einer Antwort Nicolais.“ Zeitschrift für deutsche Philologie 23, 43 ff.

G. Chr. Lichtenbergs Briefe. Herausgegeben von Albert Leitzmann und Carl Schüddekopf. 3 Bde. Leipzig 1901—1904.

G. v. Halems Selbstbiographie, nebst einer Sammlung von Briefen an ihn. Herausgegeben von C. F. Strackerjan. Oldenburg 1840.

„Zur Erinnerung an G. E. Lessing." Briefe und Aktenstücke. Herausgegeben von O. v. Heinemann. Leipzig 1870. (Briefe Nicolais an Eschenburg und Langer.)

Eduard Bodemann, „Joh. G. Zimmermann, sein Leben und bisher ungedruckte Briefe an denselben." Hannover 1878.

Briefe von Ch. F. Weiße an Nicolai, mitgeteilt von L. F. G. v. Göckingk. Berlinische Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur (herausgegeben von F. W. Goedicke) 1824 II.

a) Joh. v. Müllers Sämtliche Werke. Herausgegeben v. Joh. G. Müller. Tübingen 1814. Bd. 16—18. (Briefe Joh. v. Müllers an Nicolai.)

b) Briefe an Joh. v. Müller. Supplement zu dessen Sämtlichen Werken. Herausgegeben von Maurer Constant. Schaffhausen 1839 ff. (Bd. 4 [1840] 1—160.[1]))

Briefe an Ludwig Tieck. Herausgegeben von K. v. Holtei. Bd. 3. (Briefe Nicolais an Tieck.) Breslau 1864.

Carl Schüddekopf, „Nicolai über Weimar im Jahre 1773." Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage 1893 Nr. 51. (1 Brief Nicolais an Ramler.)

K. Wolff, „Briefe und Verse aus Goethes Zeit." Leipzig 1910. (Als Manuskript.) (Brief Thümmels an Nicolai.)

Fr. Eberhard v. Rochows Sämtliche Pädagogische Schriften. Herausgegeben von F. Jonas und Fr. Wienecke. Berlin 1910. Bd. 4. (Briefe v. Rochows an Nicolai.)

Justus Mösers Sämtliche Werke. Herausgegeben von B. K. Abeken. Berlin 1843. Bd. 10. (Mösers Briefwechsel mit Nicolai.)

Ein ungedruckter Brief (G. D.) Hartmanns an Nicolai, mitgeteilt von Otto Hoffmann in Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung 1888 Nr. 32.

Emil Hoerners Rezension v. R. Warkentins „Nachklängen der Sturm- und Drangperiode in Faustdichtungen". Euphorion V, 551 ff. (Brief Schinks an Nicolai.)

„Aus dem 18. Jahrhunderts." Ungedruckte Briefe und Gedichte. Deutsche Dichtung 24 (1898) 270 ff. (Brief Nicolais an den Herzog von Anhalt.)

K. L. Reinholds Leben, nebst einer Auswahl Briefen an ihn. Von Ernst Reinhold. Jena 1825. S. 354 ff. (Brief Nicolais an Reinhold.)

Kants Briefwechsel. Herausgegeben von H. E. Fischer. München 1912/13. 3 Bde. (Brief Nicolais an Kant, 2 Briefe Kants an Nicolai.)

Emil Ettlinger, „Aus dem Briefwechsel Karlsruher Gelehrter mit Fr. Nicolai." Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Neue Folge Bd. 24 (1909) S. 117 ff.

---

[1]) Nicht wie bei Goedecke IV³, 3 S. 498 steht: 1839 1, 1—122.

Ein Brief Nicolais über die Straßburger Mundart. Herrigs Archiv 44, 114 ff.

Ein Brief Justus Mösers an Fr. Nicolai vom Jahre 1782. Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Landeskunde von Osnabrück Neue Folge 31 (1906).

Schillers Briefe. Herausgegeben von Fritz Jonas. Stuttgart 1892. I, 505. (Brief Reinwalds an Nicolai.)

Ferner Briefe an oder von Nicolai in Nr. 33 b (Lessing, Hamann, Abbt, Mendelssohn), 45, 46, 48 und die von Göckingk besorgten Veröffentlichungen von Briefen an Nicolai im „Gesellschafter", herausgegeben von Gubitz. Berlin. Jahrgang 1821—1823, 1829—1831.

Die ungedruckten Briefe aus dem in der Königl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Nachlaß Nicolais sind durch N. N. gekennzeichnet.

E. Einzelnes.

Franz Muncker, „Lessings persönliches und literarisches Verhältnis zu Klopstock." Frankfurt 1880.

Ludwig Geiger, „Wielandiana." (1. Wieland und Nicolai.) Im neuen Reich 1881 2, 447 ff.

Felix v. Kozlowski, „Zum Verhältnis zwischen F. H. Jacobi, Wieland, Nicolai." Euphorion XIV, 38 ff.

a) **Otto Hoffmann**, „Herder als Mitarbeiter an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek." Schnorrs Archiv 15, 238 ff.

b) **Otto Hoffmann**, „Herder-Funde aus Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek." Berliner Programm 1888.

Otto Baumgarten, „Herders Stellung zum Rationalismus." Deutsch-Evangelische Blätter 14 (1889) S. 649 ff.

Erich Schmidt, „Satirisches aus der Geniezeit." Schnorrs Archiv 9, 453 ff.

Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, herausgegeben von Bernhard Seuffert, Nr. 7/8, herausgegeben von W. Scherer.

Briefe über die Merkwürdigkeiten der Literatur (Schleswigische Literaturbriefe). Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jahrhunderts, herausgegeben von A. v. Weilen, Nr. 29/30.

J. F. Haußmann, „Die Übereinstimmung von Hamann, Herder und Lenz in ihren Ansichten über die deutsche Sprache." Euphorion XIV, 256 ff.

H. Proehle, „Die Büchse, das Bundesbuch des Halberstädtischen Dichterkreises." Schnorrs Archiv 4, 323 ff.

Valerian Tornius, „Die Empfindsamen in Darmstadt." Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit. Leipzig o. J. (1910).

Franz Kopetzky, „Joseph und Franz v. Sonnenfels." Wien 1882.

Eugen Probst, „Johann Baptist v. Alxinger." Jahrbuch der Grillparzergesellschaft 1897.

Paul Müller, „Garves Moralphilosophie und seine Stellungnahme zu Kants Ethik." Diss. Erlangen 1905.

Karl Mollenhauer, „Justus Mösers Anteil an der Wiederbelebung des deutschen Geistes." Programm Braunschweig 1896.

J. Leyser, **Joachim H. Campe**, „Ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Aufklärung." Braunschweig 1877. 2 Bde.

Fritz Kasch, „L. F. G. v. Göckingk." Marburg 1909. In Elsters Beiträgen zur deutschen Literaturwissenschaft Nr. 5.

Ernst Naumann, „Untersuchungen über Herders Stil." Programm Berlin 1884.

Erich Schmidt, „Heinrich Leopold Wagner." 2. Aufl. Jena 1879.

Gustav Parthey, „Die Mitarbeiter an Fr. Nicolais Allgemeiner Deutscher Bibliothek." Berlin 1842.

Einleitung.

Friedrich Nicolai, erkennt sein jüngster Biograph,[1]) kommt für die wissenschaftliche Forschung „als Quelle wie als Gegenstand“ in Betracht. Auch diese Untersuchung möchte sich nach beiden Seiten hin orientieren. Der Mann, der einst mit Lessing, ja in mancher Beziehung vor ihm, bahnbrechend für die Entwicklung der deutschen Literatur gewirkt hat, und der nach einer Zeit der allgemeinen Hochschätzung und Verehrung, nach einer Zeit des ungewöhnlich starken Einflusses auf die literarische Produktion und Kritik, der Verachtung und dem Spott anheimfiel und heute ohne weiteres als bornierter Vertreter philiströsen Banausentums gilt, ist wie wenige literarische Persönlichkeiten auf eine unvoreingenommene und eingehende Beurteilung angewiesen. Darüber hinaus aber möchte die vorliegende Untersuchung, indem sie die in Nicolais geistiger Existenz sich ausdrückenden, zeitlich bedingten und zeitbedingenden allgemeinen geistigen Kräfte zu erfassen bemüht ist, Friedrich Nicolai als Quelle — oder als Scheidepunkt der durch das 18. Jahrhundert durchgehenden Strömungen erkennen.

Die Forderung Aners, Nicolai zum Gegenstand wissenschaftlicher Forschung zu machen, erscheint trotz des Vorhandenseins zahlreicher Einzeldarstellungen nicht unberechtigt. Allerdings ist Nicolai oft Gegenstand der Forschung gewesen; aber in den meisten Fällen wurde er von vornherein nur unter einem bestimmten Gesichtspunkt gefaßt — etwa von Erich Schmidt als Schüler und Interpret Lessings[2]) —, wobei er denn allerdings recht schlecht fortkommen mußte, oder von Ludwig Geiger[3]) seiner lokalen

---

1) Karl Aner, „Der Aufklärer Friedrich Nicolai“ S. 5.

2) Erich Schmidt, „Lessing“ 3. Auflage 1909.

3) Ludwig Geiger, Berlin 1688—1840, Bd. 2, Berlin 1895.

Zugehörigkeit nach, oder von Gustav Rümelin[1]) in seiner kulturhistorischen Bedeutung. Andere Darstellungen aber lieferten einfach „zu der Zeichnung der Xenien und Fichtes das Kolorit", wie Karl Aner von Jakob Minors Biographie[2]) urteilt;[3]) Adolf Lassons Darstellung von Nicolais Verhältnis zur idealistischen Philosophie[4]) beispielsweise wiederholt einfach die Anwürfe der Fichteschen Streitschrift, jenes gröbsten Pasquills, das die deutsche Literatur, vielleicht nur von Schwabes „Volleingeschanktem Tintenfäßl" abgesehen, überhaupt kennt. (Daß auf der anderen Seite kritiklose Darstellungen von Freundeshand, wie diejenigen Göckingks[5]) oder Partheys[6]) nicht der berechtigten Forderung wissenschaftlicher, unvoreingenommener Forschung entsprechen können, liegt auf der Hand.) Auf solchen Darstellungen fußend, im Urteil durch die mannigfachen Äußerungen des Hasses beeinflußt, mit dem fast alle bedeutenderen Geister der deutschen Literatur seit den siebziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts Nicolai in steigendem Maße verfolgten, dürfen auch die zahlreichen Äußerungen über Nicolai in den Werken, in denen die Beziehungen der verschiedensten Dichter und Schriftsteller zu Nicolai erörtert werden, kaum volle Gültigkeit für sich in Anspruch nehmen, wie wir an verschiedenen Stellen dieser Untersuchung im einzelnen erweisen werden. Ja selbst kritisch-historische Monographien über einzelne Nicolaische Werke, wie Karl Cleves[7]) und Georg Ellingers[8]) Schriften über Nicolais „feynen kleynen Almanach" u. a. sind überraschend oft vom allgemeinen Urteil abhängig: es wiederholt sich hier dieselbe Erscheinung, die Ludwig Goldstein in seiner Schrift über Moses

---

[1]) Gustav Rümelin, „Reden u. Aufsätze", Freiburg 1881, 407 ff.

[2]) Jakob Minor in „Lessings Jugendfreunde", Kürschners Deutsche Nationalliteratur Bd. 72.

[3]) Karl Aner a. a. O. S. 4.

[4]) Adolf Lasson, „Fr. Nicolai im Kampfe gegen den Idealismus", Herrigs Archiv 32, 257 ff.

[5]) F. L. v. Göckingk, „Fr. Nicolais Leben und literarischer Nachlaß", Berlin 1820.

[6]) Gustav Parthey, „Jugenderinnerungen", herausg. von E. Friedel, 1907, I.

[7]) Carl Cleve, „Nicolais feyner kleyner Almanach", Progr. Schwedt 1895.

[8]) Georg Ellinger, Einl. z. Neudruck des „feynen kleynen Almanach", Berliner Neudruck I, 1.

Mendelssohns Bedeutung für die deutsche Ästhetik beklagt.[1]) Einzig die Monographien von Georg Ellinger über Nicolais „Briefe über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften",[2]) von Adolf Schach über „Nicolais Bemühungen um die deutsche Sprache"[3]) — diese letztere allerdings, wie der Verfasser selbst zugibt, auf unzulängliches Material gestützt —, und insbesondere die treffliche Untersuchung Richard Schwingers über Nicolais Roman „Sebaldus Nothanker"[4]) haben sich von der landläufigen Urteilsweise frei zu machen bemüht, wie sie denn überhaupt, insbesondere Schwinger, über ihre eigentliche Aufgabe hinaus zu einer wissenschaftlichen Anforderungen gerecht werdenden Würdigung der Gesamtpersönlichkeit Nicolais beizutragen versucht haben. — Diesen Versuch hat auch Karl Aner gemacht, der gleichfalls ein spezielleres Gebiet von Nicolais Wirken, seine religiös-theologische Stellung, sich zur eigentlichen Aufgabe seiner Schrift bestimmt hat; er gibt in einem einleitenden Teil eine allgemeine Würdigung von Nicolais Persönlichkeit. Diesen Ausführungen aber, die auf eine „Rettung" Nicolais hinauslaufen, vermag der Verfasser der hier vorliegenden Untersuchung weder in methodologischer noch in inhaltlicher Beziehung beizupflichten. Wohl erkennt Aner sehr richtig,[5]) daß es „billige Weisheit" sei, zu konstatieren, „Nicolai habe mit den Besten seiner Zeit in Fehde gelebt. Erst da setzt die Wissenschaft ein, wo man dies merkwürdige Phänomen aus einem Grundprinzip zu erklären sucht, das die Opposition jenes Mannes nach den verschiedensten Richtungen hin verursacht hat". Dieses Grundprinzip, das in der geistigen Organisation Nicolais liegen muß, kann freilich nur durch systematische Analyse derselben aufgedeckt werden und wird durch die Aufzeigung sympathischer und „Erklärung" antipathischer Züge nur verwischt; in Aners Darstellung aber überwiegt eine Anerkennung, eine Bejahung, die nicht Er-

[1]) Ludwig Goldstein, „Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik", Königsberg 1904, S. 2 f.

[2]) Einleitung zum Neudruck derselben, Berliner Neudrucke III, 2.

[3]) Gießener Diss. 1913.

[4]) R. Schwinger, „F. Nicolais Roman Seb. Noth. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung", Weimar 1897, in Literarhistor. Forschungen, herausg. v. Jos. Schick u. M. v. Waldberg, II.

[5]) K. Aner a. a. O. S. 30.

gebnis seiner Untersuchung ist, sondern seine Charakterisierung stützt und überhaupt erst ermöglicht. So konnte die hier vorliegende Untersuchung sich auch mit der Anerschen Darstellung nicht begnügen, sondern mußte selbst eine systematische Analyse der geistigen Organisation Nicolais versuchen. Denn gerade für diese Untersuchung wird die von Aner aufgestellte Forderung von höchster Wichtigkeit; sie wird es um so mehr, als Nicolai hier nicht nur Gegenstand, sondern auch Quelle ist.

Diese Untersuchung von Friedrich Nicolais Verhältnis zum Sturm und Drang will, über die Frage nach dem einmaligen historischen Prozeß hinaus, zu der Frage nach den Kräften selbst dringen, die jenem Prozeß die entscheidende Wendung geben. Der Kampf, den hier zwei Generationen — die jungen Stürmer und der auf der Höhe des Schaffens stehende Nicolai — austragen, ist zugleich der Kampf zweier Weltanschauungen. Was man als „Sturm und Drang" zu bezeichnen sich gewöhnt hat, ist, wie Albert Köster in einer kleinen, aber ungemein aufschlußreichen Schrift[1]) dargetan hat, nur der überaus charakteristische, durch die vitale Gegensätzlichkeit der Jugend zum Alter noch verstärkte und darum mit ungehemmter Wucht sich äußernde Teilausdruck einer Gesamtbewegung, die man vom literarischen Gesichtspunkt als „Geniebewegung" bezeichnen kann, und die, in den fünfziger Jahren des 18. Jahrhunderts Wurzel fassend, aller Widerstände und Umbiegungen ungeachtet, durch das Jahrhundert fortdauert, um in der älteren Romantik einen neuen Höhepunkt zu erleben. Niemand ist für die Einheitlichkeit dieser Bewegung ein beredterer Zeuge als eben Friedrich Nicolai: er hat sich nicht nur allen Äußerungen dieser Bewegung von Hamann bis zu Friedrich Schlegel, von Lavater bis Mesmer, von Friedrich Jacobi bis Schleiermacher einheitlich widersetzt, sondern auch bewußt die Zusammenhänge zwischen Sturm und Drang und Romantik erkannt.[2]) Will man die Einheitlichkeit dieser großen Gesamtbewegung, ungeachtet der Diffe-

[1]) Albert Köster, „Die allgem. Tendenzen der Geniebewegung im 18. Jahrhdt.", Leipzig 1912.

[2]) In der Schrift gegen Buhle (1806) z. B. stellt er (S. 17) die Romantiker als „Kraftgenies zweiter Potenz" dar. Ähnlich a. m. O.

renzen im einzelnen, wie sie etwa Marie Joachimi-Dege,[1]) Oscar F. Walzel[2]) und Fritz Strich[3]) betonen, als solche kennzeichnen, so kann man von einer romantischen Bewegung sprechen, wofern man unter Romantik wie Friedrich Gundolf nicht eine einmalige, einheitliche Weltanschauung, sondern ein bestimmt gebundenes „Weltgefühl“ versteht.[4])

Minder eindeutig freilich ist die Gegenseite. Schon die Tatsache, daß Nicolai im Streit mit Herder über den Tempelherrnorden den wahrhaft historischen, Herder den ungeschichtlichen Standpunkt vertritt,[5]) die Tatsache, daß Nicolai gegen den Rationalismus der Frühromantiker heftig ankämpft,[6]) zeigt, daß die übliche historische Einordnung Nicolais, seine Charakterisierung als Aufklärer, Rationalist, Dogmatiker u. a. m. unzulänglich ist. Wie auf die Feststellung, daß er allem „Neuen und Großen“ feindselig gegenüberstand, unter jenem Aspekt einer gegensätzlichen Gesamtbewegung — die übrigens vom Gesichtspunkt Nicolais aus die Klassik und die Kantische Philosophie einschließen mußte — ein merkwürdiges Licht fällt, so wird eine genauere und eindringendere Betrachtung seiner eigentlichen Position, eine Erfassung der mit einem vorläufigen Ausdruck — „aufklärerischen“ Gegenseite gleichfalls zum Verständnis jener Opposition beitragen.

Diese Gegenseite kann nun freilich nicht mehr schlechthin als Aufklärung bezeichnet werden — so lange nicht, als bis man ebenso wie von einem romantischen auch von einem aufklärerischen Weltgefühl sprechen kann; der gegenwärtige Stand der Forschung scheint freilich hierzu viel weniger zu berechtigen als zu jener ersteren Bezeichnung. Rudolph Unger hat in seinem Werk „Hamann und die Aufklärung“[7]) jene tiefe Spaltung in der deutschen Aufklärung hervorgehoben, die zwischen dem „rationalistischen“ und

---

[1]) Marie Joachimi-Dege, „Die Weltanschauung der Romantik“, Jena 1905.

[2]) Oscar F. Walzel, „Deutsche Romantik“, Leipzig 1912, S. 1 ff.

[3]) Fritz Strich, „Die Mythologie von Klopstock bis Wagner“, Halle 1911, I, 342.

[4]) Friedrich Gundolf, „Shakespeare und der deutsche Geist“, Berlin 1911.

[5]) vgl. K. Aner a. a. O. S. 159.

[6]) Etwa in der Vorrede zu den „Gesprächen Christian Wolffs mit einem Kantianer“ (von Schwab, Berlin 1798) und in den „Vertrauten Briefen“ an zahlreichen Stellen.

[7]) Jena 1911.

dem „sensualistischen“ Zweig der Aufklärung besteht. Von hier aus versteht man die „mannigfache Verworrenheit, zwiespältige Gegensätzlichkeit, gestaltlose Unausgeglichenheit und widerspruchsvolle Problematik“, die nach Rudolph Ungers Urteil [1]) das deutsche Geistesleben um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kennzeichnen; der rationalistische Zweig, seit Descartes besonders in Frankreich ausgebildet, und der sensualistische Zweig, in England insbesondere seit Bacon und Hobbes zumal von Lockes Philosophie stark genährt, treffen in der aufklärerischen Geisteswelt Deutschlands im 18. Jahrhundert zusammen und bestehen durch zwei Jahrzehnte wenn auch nicht friedlich, so doch ohne tiefere Auseinandersetzung nebeneinander. Zumal die Männer, in deren Kreis unsere Untersuchung eigentlich führt, die „Berliner“, sind, Einflüssen der Christian Wolffschen Schule wie solchen aus der englischen Philosophie — insbesondere Shaftesburys — hingegeben, weniger die Vermittler als die Empfänger der beiden Strömungen. Es eröffnet sich hier, wo fertig abgeschlossene Erkenntnis vorzuliegen schien — wie denn auch die Charakterisierung der deutschen Aufklärer überall fast schematisch sich derselben feststehenden Terminologie bediente —, die Einsicht in einen neuen Problemkreis. Untersuchungen der letzten Zeit haben manche unachtsam verschütteten Gedankenkomplexe der deutschen Aufklärung ans Licht gebracht: Leopold Zscharnack hat auf den ausgeprägten historischen Sinn eines Semler hingewiesen [2]) — den übrigens Karl Aner auch für Nicolai geltend macht [3]) —, Friedrich Meinecke den starken Anteil der deutschen Aufklärer an der Entwicklung des Nationalgedankens hervorgehoben,[4]) Ernst Troeltsch das Vorhandensein eines Individualismusgedankens in der deutschen Aufklärung betont,[5]) Ludwig Goldstein auf speziell literatischem Gebiet einen stark entwickelten Geniegedanken bei Moses Mendelssohn nachgewiesen. Alle diese Ergebnisse sind freilich vereinzelt und beziehungslos geblieben. Man

---

[1]) a. a. O. S. 55.

[2]) Leop. Zscharnack, „Lessing u. Semler“, Gießen 1905.

[3]) Aner a. a. O. S. 157.

[4]) Fr. Meinecke, „Weltbürgertum und Nationalstaat“, München 1908.

[5]) E. Troeltsch, „Rationalistischer u. irrationalistischer Individualismus“, in Preuß. Jahrb. 1910 (April).

kann daher, solange eine zusammenfassende Untersuchung in dieser Hinsicht fehlt, weder erkennen, ob es sich hier um einen der romantischen Gesamtbewegung verwandten, zu ihr auch innerlich überleitenden — oder aber, trotz aller jener Berührungspunkte, um einen entgegengesetzten, in seiner innersten Natur jenem feindlichen Geist handelt. Albert Köster urteilt, daß „die Unterschiede zwischen Aufklärung und Geniebewegung nirgends schärfer hervortreten als dort, wo sie sich scheinbar berühren",[1]) freilich ohne diese Berührungspunkte näher ins Auge zu fassen; und auch Erwin Kircher erkennt bei der Untersuchung des Begriffs der Volkspoesie und des Volkslieds, wie ihn Aufklärung und Genieperiode ausgeprägt haben, daß da, wo eine literarhistorische Kontinuität nachweisbar ist, psychologisch, in der Einstellung der Generationen auf diesen Begriff, ein Sprung vorhanden ist[2]): sollte diese Formulierung für das Verhältnis der — unter den eben dargelegten Gesichtspunkten erfaßten — Aufklärung zur Geniebewegung Allgemeingültigkeit beanspruchen können? — Wenn die hier vorliegende Untersuchung an ihrem Punkt zur Beantwortung dieser Frage beitragen will, so ergibt sich also für sie die Notwendigkeit, Nicolais Persönlichkeit nicht als schlechthin gegeben und in Wirksamkeit tretend vorauszusetzen, sondern mit einer prinzipiellen systematischen Analyse der geistigen Persönlichkeit Nicolais zu beginnen; sie wird diejenigen Kräfte in ihm aufzudecken haben, die sein Verhältnis zur Geniebewegung bestimmten, sodann wird die Frage zu beantworten sein, welche dieser Kräfte in natürlichem Gegensatz zu den entsprechenden der Geniebewegung stehen, und welche mit diesen innerlich verwandt sind. Freilich wird der eklektische Charakter seines Denkens, das sich meist schon immer irgendwie stofflich beschwert darbietet, dieser Aufgabe mannigfache Schwierigkeiten entgegensetzen und es insbesondere notwendig machen, der stofflichen Gebundenheit seines Denkens entsprechend, nicht nach absoluten Gesichtspunkten zu analysieren, sondern nach den Gebieten der hauptsächlichsten Auswirkung: in seiner Lebensanschauung, in

---

[1]) Köster a. a. O. S. 16

[2]) Erwin Kircher, „Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit", Zeitschrift f. d. deutsche Wortforschung Bd. 4 (1903) S. 17.

seiner Kunstanschauung, in den Formen seiner kritischen Stellungnahme jene Kräfte aufzusuchen: aber auch so hoffen wir, dem Erfordernis einer systematischen Analyse gerecht zu werden. Der historische Verlauf der Opposition wird uns dann einen Beitrag zur Lösung jener Frage ermöglichen, nämlich nach dem Verhältnis der „Aufklärung“ im oben angedeuteten Sinne zur Geniebewegung überhaupt.

Denn der historische Verlauf hat in diesem speziellen Falle das Verhältnis Nicolais zur Geniebewegung in seiner charakteristischen und für die Möglichkeit jener Lösung so bedeutungsvollen Ausprägung bestimmt. Auch hier zeigt sich, daß die aufklärerische Position nicht so eindeutig und viel weniger entschieden ist als die der Gegenseite. Nicolai hat sich erst nach einer Zeit des äußeren Schwankens, zum mindesten der äußeren Nachgiebigkeit, erst nach der schroffen Ablehnung, die er von seiten der jungen Generation erfuhr, entschieden zum Kampf gegen dieselbe bekannt. Dieser Aufklärer wurzelt eben in jener Zeit der objektiv-zwiespältigen Gegensätzlichkeit und gestaltlosen Unausgeglichenheit, so stark auch seine subjektive Sicherheit sein mochte; diese unsichere Stellung hat ihm dem Kompromiß geneigter gemacht als die Jungen, die einer einseitiger gerichteten, aber durch ihre Intensität zu größerer Fruchtbarkeit befähigten Geistigkeit entstammend, mit der äußersten Entschiedenheit ihr Ich und ihre Leistungen nach außen hin betonten, nicht bereit, auch nur einen Schritt nachzugeben. Freilich ist ihre Sicherheit sich selbst gegenüber oft durch schmerzvolle Zusammenbrüche in Zweifel gezogen worden, aber auch in ihrer selbstquälerischen Problematik drückte sich Entschiedenheit gegen das eigene überwundene oder zu überwindende Ich aus — eine Entschiedenheit, die zum Selbstmord oder Wahnsinn führen konnte. Nicolai aber war es versagt, soviel Probleme er auch erwog, sich selbst zum Problem zu werden. Seiner individuellen Organisation nach — wie wir noch sehen werden — ganz auf kritische Stellungnahme angewiesen, aber in einer Geistigkeit unentschiedenen Schwankens wurzelnd und daher nie der letzten Erschütterung, nie des freudigsten Bejahens s e i n e s Ich fähig — in diesem Widerspruch liegt die Tragik seines geistigen Lebens beschlossen; die Tragik einer Generation zugleich, die säen durfte, aber nicht ernten.

I. Zur Welt- und Lebensanschauung Nicolais.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, hier ein vollständiges Bild Nicolais zu entwerfen; der eklektische Charakter seines Denkens macht eine systematische Darstellung desselben unmöglich, und der besondere Zweck dieses Teils der Untersuchung weist auf die Notwendigkeit hin, einzig diejenigen Elemente zunächst von Nicolais Welt- und Lebensanschauung aufzuzeigen, die in seiner Stellungnahme zum Sturm und Drang wirklich bestimmend mitwirkten. Aber auch diesem Unternehmen stehen mannigfache Schwierigkeiten im Wege. Das Band, das alle diese Elemente zusammenhält, der Urgrund geistiger Existenz, die ursprüngliche, ganz individuelle Umbiegung, der alles objektiv Gegebene in dem Bannkreis einer Persönlichkeit unterliegt, das, was man mit Wilhelm Dilthey das Lebensgefühl dieser Persönlichkeit nennen kann und was uns bei jeder originalen Individualität mitunter blitzartig aus einem leicht hingeworfenen Wort, einer Geste entgegenspringt, ist bei Nicolai schwer erreichbar. Unmittelbare Äußerungen von Nicolais Lebensgefühl sind fast gar nicht vorhanden. Was uns an solchen überliefert ist, wie besonders von Gustav Parthey in seinen „Jugenderinnerungen", kann uns kaum als Material dienen, einmal wegen der Voreingenommenheit insbesondere Partheys, andererseits weil diese Erinnerungen sich fast ausschließlich auf Nicolais letzte Lebenszeit beziehen; in Nicolais Selbstdarstellungen aber treten solche Züge schon immer irgendwie durch reflektierende Momente gefärbt auf, und der Briefschreiber Nicolai ist Literat, Ratgeber oder gar Geschäftsmann, so daß auch in der ungeheuren uns erhaltenen Nicolaischen Korrespondenz kaum irgendwelche wertvolleren unmittelbaren Lebensäußerungen vorhanden sind. Das Material aber, das Karl Aner[1])

[1]) Karl Aner, „Der Aufklärer F. Nicolai" S. 16, S. 44 u. a. m. O. Aner benutzt dort die Tatsache, daß Nicolai im hohen Alter von dem Vortrage eines

Partheys Aufzeichnungen entnimmt, um entgegen der Minorschen Darstellung die Grenzen von Nicolais Lebensgefühl zu erweitern, ist nicht beweiskräftig, und sein Verfahren ist methodisch anfechtbar; es kommt nicht darauf an, Nicolai die Fähigkeit zu jeder möglichen Lebensäußerung zuzuweisen, sondern die ihm natürlichsten und notwendigsten zu bestimmen. Wir müssen also dies elementare Grundverhalten aus den reflektierten Äußerungen, aus der objektiven Gebundenheit zu erschließen suchen.

Erich Schmidt gibt einmal eine bündige Charakteristik Nicolais: „Friedrich Nicolai war ein Berliner Autodidakt, und der Berolinismus nahm dem Autodidakten das unsichere Tasten, das ihm sonst wohl anhaftet. So fühlte Nicolai statt eines Autoritätsbedürfnisses sich immer mehr als maßgebende Autorität ...“ [2]) So unzulänglich es scheint, mit diesem Satz ein abschließendes Urteil über Nicolai fällen zu wollen, so ist doch hier eines der wesentlichsten Momente nicht nur seines Bildungsganges, sondern seines ganzen menschlichen Charakters treffend hervorgehoben. Allerdings war Nicolai Autodidakt, und so tief im Innersten, daß jede strenge Schulzucht, jede systematische Schulung ihm zeitlebens zuwider blieb. Wie der Geist des Knaben in dem harten Zwang der Hallischen Schule zu ersticken drohte, so hat der Mann später gegen jeden schulmäßigen Zwang in Kunst und Philosophie geeifert: der Gottschedischen, der Kantischen, der Romantischen „Schule“ hat er gleich scharf den Krieg erklärt und manch bitteres Wort gegen die gelehrten Treibhausanstalten gesprochen, die ihm die Universitäten zu sein schienen. Wie der Lerneifer und der Geist des Knaben erst in der Heckerschen Berliner Realschule erwacht, wo er mit dem Wissen zugleich auch die Dinge sieht, die

---

Mozartschen Flötensolos so entzückt war, daß er den Vortragenden umarmte und küßte, zum Nachweis seines Kunstenthusiasmus, und die Tatsache, daß Nicolai auf dem Brocken „beim Anblick eines Gewitters in Tränen ausgebrochen“ sei — die übrigens durch Reisebeschreibung VI, 465 erhärtet wird —, zum Nachweise eines lebendigen Naturgefühls. Eher spräche schon die von Aner (S. 8/9) gerühmte „enthusiastische“ Beschäftigung mit Homer für seinen Kunstenthusiasmus; doch ist auch dieses Moment in unserem Zusammenhange ohne Bedeutung.

[2]) „Lessing“ I S. 302 f.

er wissen soll,[1]) so konnte auch der Mann das Winkelmannsche Schönheitsideal erst begreifen, als er eine derb realistische Studie Frischs gegen den Antinous hielt und durch den Vergleich eine erste Vorstellung der „Begriffe von Schönheit und Ideal" erhielt.[2]) Und wie er die Schule verwarf, die ihren Zögling als Objekt behandelt, ohne eine geistige Gemeinschaft von Lehrendem und Lernendem zu sein — eine Ablehnung, die in der aufklärerischen Pädagogik eines Salzmann und Pestalozzi, Campe und v. Rochow greifbare Form angenommen hat —, so bekämpfte er jede geistige Gesellschaftsform, in der ein überragender Geist andere vorbehaltlos in seinen Bann zwang. So eiferte er gegen die „Klopstockianer", wie gegen die „Goetheaner" und „Kantianer", so polemisierte er gegen den Hainbund, wie gegen die „Bureaux d'esprit", und schuf im „Sempronius Gundibert" die Karikatur eines gesetzgebenden philosophischen Reichstags; so lehnte er es heftig ab, das Haupt einer „Berliner" Partei zu sein,[3]) und schrieb in vollem Bewußtsein dieser ihn durchs ganze Leben begleitenden Tendenz in der Schrift, in der er aus äußerem Anlaß mit seinem Bildungsstreben abrechnete, in der Schrift „Über meine gelehrte Bildung"[4]) den Satz nieder: „Ich bin nie von einer Partei gewesen ... und werde nie von einer andern Partei sein, als von der Partei der Wahrheit, so wie ich sie einsehe ..." Und in derselben Schrift lehnt er jedes schülerhafte Verhältnis zu Kant mit den nachdrücklichen Worten ab: „Will man mir etwa vorwerfen, daß ich diesen berühmten Mann (Kant) einiger Trugschlüsse und Widersprüche geziehen habe, so kann dieses mit der Achtung seiner übrigen Verdienste, mit der Achtung für seinen Tiefsinn und Scharfsinn, desgleichen für seinen Charakter als Mensch gar wohl zusammen bestehen. Nur in dem Ton der blinden Bewunderung eines Studenten gegen seinen Professor oder im Tone

---

[1]) Daß einzig die Methode, nicht die dargebotene Stofflichkeit — wie Minor behauptet, die Bevorzugung der naturwissenschaftlichen Fächer vor den in Halle einzig gelehrten humanistischen — Nicolais Geist hier befruchtet hat, legt K. Aner insbes. S. 10 treffend dar.

[2]) Göckingk S. 145.

[3]) an F. Jacobi, ed. Zöpperitz, I, 37; Deutsches Museum 1787 März S. 292.

[4]) S. 78 f.

der kriechenden Ängstlichkeit eines Klienten gegen seinen Patron spreche ich von niemandem, auch nicht von dem größten Gelehrten." [1]) Deshalb ist er auf seinen Beruf stolz, der es ihm ermöglicht, die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren; wie der verfolgte Sebaldus Nothanker bei dem Buchhändler Hieronymus geborgen ist, und dieser ihm mit Stolz erklärt, daß ihn hier keiner seiner Feinde stören könne, da „weder der Präsident noch der Superintendent im Buchladen etwas zu tun haben", [2]) so fühlte sich Nicolai in seinem Wirkungskreis vor jedem unrechtmäßigen Eingriff der weltlichen und kirchlichen Gewalt geschützt. Im Bewußtsein dieser Unabhängigkeit schreibt er an den Konsistorialrat Boysen in Quedlinburg, der ihm, durch eine abfällige Rezension seines „Auszuges der Weltgeschichte" gekränkt, mit der Beschwerde bei der obersten Kirchenbehörde gedroht hatte: „Ich suche weder ein Amt, noch will ich mich gegen Nebenbuhler verwahren, ich suche weder Projekte durchzusetzen, noch habe ich einen gelehrten Ruhm zu erhalten, dessen Verlust mir im Weltleben schädlich sein könnte"; [3]) deshalb brauche und suche er niemanden und habe niemanden zu fürchten. Und im Gegensatz zu der üblichen Darstellungsweise, daß er sich „an Lessings Rockschöße gehängt" habe, mag hier darauf hingewiesen werden, daß er es freudig begrüßt, als Lessing — im zweiten Teil der „Antiquarischen Briefe" — öffentlich erklärt, daß er an der Allg. Dtsch. Bibl. keinen Anteil habe. [4]) Wie er selbst frei und unabhängig — in geistiger wie sozialer Hinsicht — sein will, möchte er auch seine Freunde so gestellt wissen; daher rät er, um nur ein Beispiel zu nennen, Thomas Abbt dringend, sich nicht in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Grafen von Lippe zu begeben oder doch auf die Wahrung der persönlichen Würde streng zu achten. [5])

Ein tätiger und selbständiger Geist mußte es sein, der nach der Freiheit vom Zwang jeder geistigen und gesellschaftlichen

---

[1]) Ebda. S. 58.

[2]) Sebald. Nothank. I, 7 S. 71.

[3]) 10. VI. 71. N. N.

[4]) Nicolai an Lessing 29. VIII. 69, Lachmann-Muncker 19. 314.

[5]) 25. XI. 65, Abbts Verm. Werke (1780) 3, 383 ff. u. 5, 1817. (Die Datierung vom 23. XI. ist Druckfehler, vgl. Moses Mendelssohns Sämtl. Schriften 5, 355.)

Autorität verlangte. Ist Nicolai auch in den Erzeugnissen seines Geistes überall durchaus abhängig — in welchem Maße, wird sich noch oft im Laufe dieser Untersuchung zeigen —, so konnte er doch überall den guten Glauben für sich in Anspruch nehmen, Eigenes gegeben zu haben. Soviel Anregungen er auch empfing, oder besser, soviel Anregungen sein unermüdlicher Geist auch suchte, überall ergriff er mit starker Aktivität das Dargebotene und formte es den Bedürfnissen seines Geistes gemäß um. Ein solches Verfahren setzt einen seiner selbst gewissen, stets bewußten Geist voraus; nicht einen Geist, der über festen Grund verfügt, aber einen, der ohne starke Schwankungen seinen Weg geht; keine Natur, die einer starken Entwicklung fähig ist, aber eine unablässig entwickelnde; eine Natur, die geistige Widerstände nur auf dem Wege der kritischen Auseinandersetzung zu überwinden, nicht durch das Erlebnis für das eigene Schaffen fruchtbar zu machen vermag. Sich selbst gegenüber kritisch [1]) und doch stets bereit und fähig zu Selbstdarstellungen, die sein Wesen und Wirken rechtfertigen sollen, und die er denn auch recht oft wiederholt hat; mit seinem Schicksal oft unzufrieden,[2]) und doch stolz auf die Bedingungen und Leistungen seines Lebens, wenn er sie objektiv mißt; äußerlich frei und seine Unabhängigkeit betonend, und innerlich vielfältig gebunden und abhängig — in diesen Widersprüchen, die ihn doch nie zum Problematiker des subjektiven oder objektiven geistigen Lebens machten, ist die S t a t i k seines Lebensgefühles gewährleistet.

Das gleiche gesetzmäßige feste Beharren auf dem eigenen Standort zeigt auch die o b j e k t i v v e r f e s t i g t e Lebensanschauung Nicolais. Der Sinn und Wert des Lebens liegt für ihn in einem engen Bezirk, aus dem nur spärliche Fäden nach den Polen laufen, von denen her das empirische Leben bestürmt wird. Metaphysische

---

[1]) Beachte seine öfters bezeugte Unzufriedenheit mit eigenen Werken, so z. B. über die „Briefe über d. itzigen Zustand“ an Hagedorn (N. N. 16. VIII. 58) u. ähnl. m.

[2]) So schreibt er am 7. V. 93 an Eschenburg: „Es scheint, ich bin vom Schicksal verurteilt, immer das tun zu müssen, was ich nicht gern wollte, das nicht tun zu können, was ich gern möchte, und niemals zur Ruhe zu kommen“ (bei O. von Heinemann, Zur Erinnerung an G. E. Lessing, Leipzig 1870, S. 171).

Fragen, starke religiöse Zweifel, die Ansprüche überschäumender eigener Kraft auf hemmungslose Auswirkung haben ihn nie gequält. Wohl ist seine Religiosität, wie Karl Aner dargetan hat,[1]) nicht rein intellektualistisch gefärbt; wohl hat er, besonders in den „Philosophischen Abhandlungen", auch zu metaphysischen Fragen Stellung genommen, aber nirgends sind diese Fragen in einer tieferen Schicht fruchtbar geworden. Wie sich bei den Nachfolgern und Schülern Christian Wolffs im allgemeinen das Bestreben geltend macht, die philosophische Vernunftwissenschaft einzig auf den tatsächlichen Befund des einzelmenschlichen Lebens anzuwenden,[2]) so tritt auch Nicolais Weltanschauung in der spezifischen Färbung einer Lebensanschauung auf. „Das Philosophieren in concreto" ist die Philosophie, der er sich zuwenden will;[3]) und was er gegen Reinhold einmal scherzhaft äußert — „meine Philosophie ist nur so fürs Haus"[4]) — läßt sich auch in einem weiteren Sinn auf seine gesamten theoretischen Anschauungen über den Sinn und Wert des Lebens sagen.

„Die Welt ist so groß und die Menschheit so perfektibel ..; um so mehr muß es jedes kleine, einzelne Ich sein", sagt Adelheid, die Sprecherin Nicolais, in den „Vertrauten Briefen".[5]) Diese Perfektibilität des Ich wird aber nach Nicolais Anschauung nicht durch das eigene, sich selbst befördernde Streben erreicht, sondern nur in der ständigen Wechselwirkung mit der menschlichen Gesellschaft. „Im Müßiggange vegetieren und im inneren Ich Grillen fangen ohne Tätigkeit, ... heißt nicht leben. Leben ist, in und für die menschliche Gesellschaft tätig wirken, wäre es auch nur im kleinsten und unbedeutendsten Wirkungskreise."[6]) So setzt es auch ein Sprecher Nicolais im „Sempronius Gundibert" aus-

---

[1]) Karl Aner S. 47 ff.

[2]) vgl. R. Unger, „Hamann und die Aufklärung" S. 53 ff.

[3]) Einl. zu d. „Philosoph. Abhandlungen" S. VIII.

[4]) an K. L. Reinhold 20. X. 90 („Reinholds Leben", ed. E. Reinhold, Jena 1825).

[5]) S. 47. Vgl. auch Nicolai an Lavater (19. II. 74; Kopie in N. N.): „Daß Sie mir Perfektibilität zutrauen, halte ich für ein größeres Lob, als Sie vielleicht intendiert haben".

[6]) „Über m. gelehrte Bildung" S. 39.

einander;[1]) nicht über das Leben spekulieren, sondern leben müsse der Mensch; „leben aber ist: mit Wohlwollen gegen andere tätig, nach vernünftiger Überlegung mit sich zufrieden sein", nach dem Maßstab von Pflichten und Rechten alles Gute und Angenehme genießen. Und wenn auch die Anschauung hier mit Rücksicht auf den Charakter des junkerlichen Sprechers ganz quietistisch gefaßt ist, so hat Nicolai den Grundgedanken seiner Lebensanschauung, die nur gegenüber den letzten Fragen sich quietistisch verhält, den Gedanken, daß der Sinn des Lebens sich in der sozialen Eingliederung erschöpft, wiederholt ausgesprochen. „Ich lebe, weil ich leben muß, und tue das Beste, was ich im Leben tun kann; weiß, daß ich einmal sterben muß" bekennt er einmal.[2]) „Ich prüfe einen Menschen, der sich seiner Weisheit rühmt, ob er für seine Nebenmenschen etwas empfindet, oder vielmehr ob er etwas für sie tut; ist dies nicht, so besteht seine Weisheit bloß aus schönen Worten . . ." [3]) — in diesem Satz deutet er an, daß auch der Wert des menschlichen Lebens in dem sozialen Wirken wie in dem Grad der sozialen Bedingtheit zu suchen ist.

Die Arbeit, auch die unscheinbarste, ob sie nun äußerlich oder innerlich pflichtmäßig geschieht, ist die Verwirklichungsmöglichkeit der sozialen Beziehungen, die den Menschen ursprünglich und natürlich zum Menschen gesellen. Mit wohltuender Einfachheit faßt die Grabinschrift für den „Pflanzer" Joachim Heinrich Campe[4]) diese für die deutsche Aufklärung so bezeichnende Richtung ihrer Lebensanschauung; ein solcher „Pflanzer" war auch Nicolai. Rechtliches uneigennütziges Denken, das Bewußtsein von Freiheit und Menschenwürde, den Sinn für die Pflichten des Menschen gegen seine Mitmenschen sucht er in die Herzen zu pflanzen; die Allgemeine Deutsche Bibliothek ist durch mehr als drei Jahrzehnte hindurch der Ort dieser seiner Wirksamkeit gewesen. An diesem größten seiner Werke betrachtet er sich als die „Hebamme"; „man hat gut der Hebamme sagen: ‚sei fruchtbar!' wenn sie alle Nächte ausgehen muß, die Geburten anderer zu befördern und zum Emp-

[1]) S. 313 f.
[2]) Göckingk S. 151.
[3]) Vertraute Briefe S. 62.
[4]) J. Leyser, Jo. H. Campe, Braunschweig 1877, I S. 88.

fangen entweder aus Arbeitsamkeit nicht Zeit oder aus Müdigkeit nicht Lust haben kann"; es habe ihn die ganze Zeit seines Lebens genug Verleugnung gekostet, das nicht tun zu können, was er gern getan hätte.[1]) In der Tat beanspruchte dieses Werk, das, wie dessen Mitarbeiter Unzer einmal an Nicolai schreibt,[2]) „ein halbes Dutzend fleißiger Buchhändler allein beschäftigen könnte", mehr und mehr seine ganzen Kräfte. Aber wie er die Untätigkeit und Faulheit haßte,[3]) so ermöglichte ihm die rege Arbeitsamkeit das Hinwegkommen über schwere Stunden,[4]) und das Bewußtsein, der Sache der Menschheit durch die Beförderung der Wissenschaften zu dienen, half ihm über aufkommende Unlustgefühle bald wieder hinweg;[5]) und als ihm Joh. Baptist Alxinger, über arge Enttäuschungen verdrossen, einmal schreibt,[6]) man möchte bisweilen die Mühe bereuen, die man auf die Wissenschaften wende, bemerkt Nicolai am Rande: „Ja wohl, wenns nicht wäre, daß man selbst dadurch besser würde und andere besser machte". Denn für eine Beschäftigung mit den Wissenschaften um ihrer selbst willen hat er wenig übrig, wie er von Lessings Sich-Vertiefen in die Archäologie und historische Theologie befürchtet, daß es ihn vom Gemeinnützigen ableite.[7]) Weil Nicolai das aber von aller einseitigen und abseitigen Arbeit befürchtet, wünscht er, daß die deutschen Gelehrten nicht nur an ihrem Schreibtisch, sondern in der Welt heimisch seien; so rühmt er, daß Thomas Abbt die Professur mit der Stelle eines Regierungsrates ausgetauscht habe,[8]) rühmt er an J. J. Engel, daß er stets bemüht gewesen sei, Welt und Menschen kennen zu lernen und ihnen zu

---

[1]) „Schreiben an den Herrn Professor Lichtenberg in Göttingen", Lessings sämtl. Schriften, herausg. von ... F. Nicolai Bd. 26 (1794) S. XVI; ähnlich an Denis 20. VI. 70. Aus Denis Nachlaß, Wien 1802, S. 161.

[2]) N. N. 3. XII. 71.

[3]) vgl. „Anhang z. Fr. Schillers Musenalmanach" S. 144 und an L. Tieck 19. XII. 97, Briefe an Tieck, ed. Holtei, S. 59.

[4]) vgl. an Eschenburg 6. VIII. 1803, Z. f. d. Phil. 12, 221, und an v. Halem 24. V. 99, Strackerjan II, 168.

[5]) vgl. an Lessing 8. III. 71, Lachmann-Muncker 20, 24.

[6]) N. N. 8. XII. 87.

[7]) an Herder 15. VI. 71; in gleichem Sinn auch wiederholt an Lessing.

[8]) Ehrengedächtnis f. Thomas Abbt S. 14.

dienen.[1]) Denn Nicolais Streben ist überall auf Verwirklichung gerichtet; wie man in den Mittelpunkt seiner Polemik gegen Kant die Frage stellen muß, die er zum Titel einer Abhandlung macht, ob Kants Moralprinzip „bei der Ausübung . . . hinreichend“ sei, so hat er stets nur solche Lebensanschauungen gelten lassen, die sich in der Verwirklichung bewährten;[2]) nicht in der richtigen Maxime des Handels, sondern in der richtigen Handlung selbst will er den Wert sehen. — Aus der „gewissenhaften Anhänglichkeit an seine Pflichten“, aus der Eingliederung in das Gesellschaftsgefüge aber vermag auch jenes zweite zu entstehen, was dem Leben seinen Wert gibt: die Liebe. Denn ihre Formen sind weit mannigfaltiger als die „schwärmende Jugend träumt“; „die wahrhaft herzenbeglückende Liebe“ ist kein einfaches Ergreifen und An-Sich-Reißen, sondern ein gemeinsames Verbundensein, ein gemeinsames Einstehen für die gemeinsamen Pflichten.[3]) Denn die Liebe als spontan wirkende Kraft kennt Nicolai nicht. Und wenn er einmal diese beiden Arten der Liebe gegen einander abwägt, so entscheidet er sich unbedenklich, wie in einer der formlosen „Poetischen Kleinigkeiten“[4]):

„Der edelste Vogel ist mir der Storch;
Dem Adler kann ich nicht trauen.
Warum? Ich sag' es Dir leise. Horch!
Der Adler hat mächtige Klauen,
Womit er herrschsüchtig verheeret die Welt,
Indessen der Storch sie liebend erhält.“ —

Von diesem sozialen Pflicht- und Wertbegriff aus fällt einiges Licht auf den Toleranzbegriff der deutschen Aufklärer. In diesem Zusammenhange wird zugleich deutlich, weshalb der Toleranzbegriff ihnen nicht das Fortschreiten zum Individualismusgedanken der Genieperiode gestattete, sie sogar denselben bekämpfen ließ, obgleich der Toleranzgedanke, der jedem Individuum das Recht auf die Verwirklichung des Ich zugesteht, wennschon er diese nicht fordert, dem Individualismusgedanken eng verwandt

[1]) Ehrengedächtnis f. J. J. Engel S. 6 f.
[2]) vgl. das Schlußkapitel seines „Dicken Mann“ II, 237 ff.
[3]) Vertraute Briefe S. 19.
[4]) Göckingk S. 164.

ist. Denn wie etwa Moses Mendelssohn in einer Abhandlung, die aus Nicolais Nachlaß, mit Anmerkungen von Nicolai versehen, von Göckingk veröffentlicht wurde,[1]) erst die Toleranzforderung „Jeder hat seinen eigenen Geschmack“ und „über Sachen des Geschmacks läßt sich nicht streiten“ psychologisch und objektiv-ästhetisch begründet, um dann doch zu dem Schluß zu gelangen, unter allen Arten des Geschmacks müsse ein einziger „der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Menschen am zuträglichsten sein“, so hat auch Nicolai den Toleranzgedanken überall da aufgegeben, wo ein extremer Individualismus seine Ansprüche mit Hinweis auf die Toleranzforderung geltend zu machen schien. Der Nicolaische Toleranzbegriff ist nun von vornherein so gefärbt, daß er nur eine Trennung des Menschen von der gegensätzlichen Anschauung oder Leistung bedeutet; wo sich die Toleranz auf eine gegensätzliche Anschauung bezieht, werden wir sie noch als ein äußeres Kompromiß zu kennzeichnen Gelegenheit haben. Wohl erkennt er also beispielsweise an, daß nicht alle Orthodoxen intolerant und herrschsüchtig sind,[2]) oder er bezeugt Denis seine unverminderte Hochachtung, obwohl er weiß, daß Denis nicht mit ihm in allen Anschauungen übereinstimmt; allein indem er hier hinzusetzt[3]): „Verständige und ehrliche Leute gehören zusammen ohne Rücksicht auf Stand, auf Religion und auf andere Nebensachen (!)“ und sich vorbehält, soweit Denis ihm hierin gegensätzlich erscheine, ihn anzugreifen und zu bekämpfen, zeigt er schon den wahren Charakter seiner Toleranz, der sich völlig erweist, wenn er in dem Schreiben an Biester „Über a priori und Kants Sittengesetz“[4]) sagt: „Ich halte jede Philosophie so wie jede Theologie für um so schlechter, je intoleranter sie ihrer Natur nach ist“. Mußte ihm nicht jedes System, das andere ausschließt, ja jede ganz individuell gefärbte Leistung „intolerant“ erscheinen, mußte er sie nicht schlecht finden und demgemäß bekämpfen, wie er es tatsächlich getan hat?

---

[1]) Göckingk S. 184 ff.: „Zufällige Gedanken über die Harmonie der inneren und äußeren Schönheit“; die zitierte Stelle S. 193 f.

[2]) Sebaldus Nothanker III, 1 S. 12 f.

[3]) an Denis 18. V. 83 a. a. O. S. 165 f.; vgl. auch ebd. S. 167.

[4]) „Philosoph. Abhandlungen“ I, 6, 235.

Denn die Bekämpfung des Schlechten erschien ihm als Pflicht, sich gegenüber wie gegen die menschliche Gesellschaft. „Der Wert eines Menschen beruht auf seiner Wahrheit“, erkennt er einmal [1]) und meint in gleichem Maße die subjektive Wahrhaftigkeit wie das Streben nach objektiver Wahrheit. Wahr aber erscheint ihm nie eine ganz individuelle Leistung, sondern — psychologisch aus seinem Eklektizismus begreiflich — nur eine solche, die möglichst viele Anschauungen umfaßt. Wie er „transzendent“ kurzerhand mit „überschwenglich“ verdeutscht, so lehnt er auf der anderen Seite einen konsequenten Empirismus ab: nur die natürliche Vernunft, um uns mit seinen primitiven philosophischen Begriffen auszudrücken, im Verein mit dem durch Erfahrung Gegebenen vermag zur objektiven Wahrheit zu gelangen, nur sie das Menschengeschlecht zu fördern. Die Voraussetzung aber ist die subjektive Wahrhaftigkeit. Diese Forderung hat Nicolai auch stets erfüllt; aufrecht und wahrheitsliebend hat er nie mit seiner wahren Meinung zurückgehalten. Ja er selbst muß sich vorwerfen, daß er darin eher oft zu weit gegangen sei. Jedenfalls hat er nie äußeren Rücksichten zuliebe die Wahrheit umgebogen. „Es ist mein Schicksal schon von meiner ersten Jugend an gewesen, öffentlich importune Wahrheiten zu sagen, und am Ende meiner Laufbahn scheint es noch eben dasselbe zu sein,“ sagt er in einer Verteidigungsschrift. [2]) Allerdings zog er sich dadurch den Vorwurf der Rechthaberei und der Streitsucht zu, indessen, wie wir erkennen müssen, nicht ganz begründet. Mahnt er doch bei jeder Gelegenheit zur Mäßigung in literarischen Streitigkeiten. Als Alxinger sich bei ihm über literatische Mißhandlungen in deutschen Zeitschriften beklagt und mit scharfen Gegenmaßnahmen, u. a. der Gründung eines eigenen kritischen Journales droht, schreibt Nicolai an den Rand des Briefes: „es muß ja nicht Zank darinnen seyn, das hindert nur, es frommt nichts“. [3]) Nie hat er sich zu einer Polemik hinreißen lassen, wie sie etwa Schlözer gegen Herder

[1]) „Vertraute Briefe“ S. 114.

[2]) „Schreiben an d. Herrn Kriegsgerichtsrat Dohm“, Vorrede z. Reisebeschreibung I S. XV. Ähnlich in einem ungedruckten Brief an Blankenburg v. 18. X. 86 N. N.

[3]) 8. XII. 87 N. N.

geführt hat, der Herder bei dem Grafen von Lippe und dem Oberkonsistorium zu denunzieren sucht; und wenn man dagegen etwa einwenden will, daß Nicolai gegen Fichtes Aufnahme in die Akademie agitiert habe, so sei hier auf das Urteil Adolf Harnacks verwiesen, der sicher für Nicolai nicht eingenommen ist, jedoch erkennt, daß Fichte wegen seiner Schmähschrift gegen Nicolai mit Recht von der Akademie ausgeschlossen worden sei.[1]) Vor allem aber wollte Nicolai „gelehrte Streitigkeiten nicht ewig machen",[2]) wie er denn auch gern bereit war, sich mit früheren Gegnern zu versöhnen (mit Garve, Voß u. a.), und nie will er schreiben, „bloß um das letzte Wort zu haben, bloß, um bey jeder Zeile zu zeigen, wo mir zu nahe geschieht".[3]) Kann man Nicolai aber auch nicht Streitsucht und Rechthaberei vorwerfen, so soll doch damit nicht der kämpferische Charakter, die ständige Bereitschaft zur Auflehnung und Ablehnung geleugnet werden. Von seiner kleinen Erstlingsschrift an, der „Untersuchung, ob Milton sein verlorenes Paradies aus lateinischen Schriftstellern ausgeschrieben habe" (1753) bis zur Schrift gegen Buhle (1806) nimmt fast jede seiner Schriften für oder gegen etwas Stellung. Selbst der alte Nicolai stellt sich „immer noch ins Vordertreffen, um die Rechte der gesunden Vernunft zu verteidigen";[4]) und Lessing ruft er, auf der Höhe seines Wirkens, zu[5]): „Gehen Sie in ein Gefecht, wo man mit Schwertern um sich hauet, oder wo man sich mit Knütteln prügelt und mit Fäusten schlägt"; nur ein Gefecht mit Sandsäcken heimtückischer Gegner sei weder rühmlich noch angenehm. Im Buchhändler Hieronymus im „Sebaldus Nothanker" hat Nicolai diese seine Eigenschaften gezeichnet. Hieronymus „pflegte auf Reisen die Pistolen für seine Feinde und den Wein für seine Freunde bei sich zu führen";[6]) das war auch Nicolais Art. Der Kämpfer Nicolai konnte auch ein Freund

---

[1]) hier zitiert nach K. Aner S. 3 (Harnacks Urteil in s. „Geschichte d. Akademie d. Wiss. zu Berlin" 1901 S. 402).

[2]) Göckingk S. 54.

[3]) Konzept eines Briefes an Blankenburg, N. N. 18. X. 86.

[4]) Anhang zu Fr. Schillers Musenalmanach S. 208.

[5]) an Lessing 10. XI. 70, Lachmann-Muncker 19, 399.

[6]) Sebaldus Nothanker I, 6 S. 68.

sein, an dem die Freunde durch Jahrzehnte einen Halt und eine Stütze fanden. Und wenn man auch bei der Betrachtung seiner oft gerühmten Freundschaft mit Lessing im letzten Jahrzehnt nicht das peinliche Gefühl einer von Lessing bemerkten, aber nicht offenbarten Fremdheit gegen Nicolai los wird, so war doch der Freundschaftsbund mit Moses Mendelssohn auf beiden Seiten echt und ganz, und die Freundschaft mit Männern wie Eschenburg und Eberhard, mit Thomas Abbt und Meinhard, mit Spalding, Biester, Göckingk und Voß, mit Johannes v. Müller, Campe und v. Rochow — um nur diese zu nennen — zeigt wenigstens, daß er auch geben konnte. —

Alle diese hier gezeichneten Züge, im Lebensgefühl wie in der objektiven Lebensauffassung Nicolais zeigen schon bei flüchtiger Vergegenwärtigung die Gegensätzlichkeit zum Sturm und Drang. Zeigt Nicolais Lebensgefühl auch in seiner Jugend eine gewisse Festigkeit und subjektive Sicherheit, so ist für die Stürmer die tiefgehende Problematik ihrer Existenz, der rasche Ablauf ihrer ekstatischen Lebenserhöhungen, das ziellose Umherschweifen, die unbedenklich sich bindende und trennende Schnellkraft, die planlosen Begegnungen mit Welt und Leben charakteristisch. Zeigt sich in der objektiven Lebensauffassung Nicolais eine soziale, verpflichtende, eingliedernde Tendenz, so verherrlichen die Stürmer den Rausch der Verbrüderung, die prometheische Geste stürmischen Aufwallens, fühlen sie den Zusammenbruch der von Schmerz, Haß und Hohn Zerquälten nach. Es gibt kaum einen größeren Unterschied als etwa Goethes Art, durch das Elsaß zu streifen, oder Herders Reisetagebuch aus Frankreich — und Nicolais Frucht seiner einzigen größeren Reise: die zwölfbändige „Beschreibung einer Reise durch Deutschland und die Schweiz. Nebst Bemerkungen über Gelehrsamkeit, Industrie, Religion und Sitten“. Während die Stürmer von einer Frau zur anderen flattern, spielt in Nicolais geistigem Leben nicht einmal die eine Frau eine Rolle, an deren Seite er dreißig Jahre glücklich dahinlebte; der Briefwechsel mit jener geistreichen Rokokodame aber, den der Sechzigjährige führte, und der sich in reichlich sentimentalen Ergüssen ergeht, liegt in Nicolais Nachlaß wohl eingeordnet zwischen Geschäftsbriefen und gelehrten Korrespondenzen mit der Aufschrift „Madame Augspurg“.

Man vergegenwärtige sich ferner die Darmstädter „Gemeinschaft der Heiligen“ — und das männliche Triumvirat Lessings, Mendelssohns und Nicolais; die Gespensterstimmung des Göttinger Kreises — etwa Bürgers Verkehr mit der gespenstergläubigen Hofrätin Listn[1]) und die Wirkung der „Leonore“ auf den jüngeren Stolberg —, und Nicolais Brief an Iselin,[2]) in dem er schreibt, daß auch er bisweilen „einen lebhaften Fluß von Vorstellungen ohne Ordnung und Beziehung“ empfinde, den er durch ein „niederschlagend Pulver“ zu beruhigen suche. — Bürgers Lebensgang, der einige äußere Umstände mit demjenigen Nicolais gemeinsam hat, verdeutlicht vollends den Unterschied des Lebensgefühles und der Lebensauffassung Nicolais von derjenigen der Genieperiode. Auch Bürger wird auf dem Pädagogium zu Halle vorgebildet, ohne indessen unter dem pietistischen Zwang so zu leiden wie Nicolai; auch Bürger wird, wie Nicolai, kaum daß er sich den Wissenschaften ganz hingegeben hat, herausgerissen und in eine fremde Sphäre versetzt; aber während Nicolai ohne Murren sich in den veränderten Pflichtenkreis fügt und, die Hoffnung auf ein Gelehrtenleben begrabend, Buchhändler wird, seufzt Bürger unter dem Druck der Ascherslebener Verhältnisse und klagt, daß er „wie von Furien entflammet einhergetrieben werde“, da er gezwungen sei, „die Blüte seiner Jugend in solch einem Nest zu vergeuden“ und auf der begonnenen Laufbahn stillzustehen; aber kaum aus dieser Lage befreit, stürzt er sich in Göttingen in den Strudel des Lebens, nimmt in dem übelberüchtigten Hause von Klotzens Schwiegermutter Wohnung — und vergißt die Qual, die begonnene Laufbahn nicht vollenden zu dürfen, unter tausend Zerstreuungen. Und während Nicolai die ungeheure Last der Geschäfte geduldig trägt und eine Korrespondenz, die an Umfang vielleicht nur noch von derjenigen Lavaters übertroffen wird, mit größter Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit erledigt, seufzt Bürger als Amtmann von Altengleichen „unter der Last seiner Geschäfte wie ein Galeerensklave in seinen Handschellen“; die dringendsten Angelegenheiten müssen, wenn er seine üblen Tage hat, Tage und

---

[1]) vgl. A. Sauer, „Gottfried August Bürgers Gedichte“, DNL. 49, 50, S. VIII f.

[2]) 26. XI. 68 N.N.

Wochen lang der Erledigung harren; Briefe und Papiere liegen „wie Kraut und Rüben" auf seinem Tische; in keiner strengen Arbeitsweise vermag er Befriedigung zu finden. — Und alle diese Gegensätze gelten, mit gewissen Abwandlungen, auch für die Lenz, Klinger und Wagner, ja für Hamann, den jungen Herder und den jungen Goethe im Verhältnis zu Nicolais Vitalität. Gegenpoliges Lebensgefühl, gegensätzliche Lebensanschauung haben vielfache Widerstände auf beiden Seiten geweckt und genährt.

II. Zur Kunstanschauung Nicolais.

Was wir bei der Darlegung der wichtigsten Elemente von Nicolais Welt- und Lebensanschauung erkannten, daß es vergeblich sei, mehr als den Rahmen zu zeigen, in den sich das Bild einspannen läßt, muß bei der Erörterung von Nicolais Kunstanschauung noch schärfer betont werden. Nicolai hat die verschiedensten Ansätze gemacht, seine Kunstanschauungen in systematischer Form vorzubringen, nirgends aber schließt sich der Kreis seiner Gedanken zum System, und nur wenige dieser Gedankenkomplexe sind in seiner Stellungnahme zu literarischen Erscheinungen — und diese bildet ja den eigentlichen Gegenstand unserer Untersuchung — wirklich fruchtbar geworden. Was Ludwig Goldstein in seiner Untersuchung über Moses Mendelssohns Ästhetik[1]) erkennt, daß Mendelssohn durch krasse Widersprüche in seinen Schriften oft in Verlegenheit setze, und daß nicht überall „ein Fortschritt zu tieferer Erkenntnis zu verzeichnen ist" gilt in weit höherem Maße von Nicolais ästhetischen Anschauungen. Besteht doch nicht einmal Gewißheit darüber, inwieweit Nicolai Systematiker sein wollte! Zwar hat er — abgesehen von der einzigen systematischen Äußerung, die er abgeschlossen hat, der „Abhandlung vom Trauerspiel"[2]) — wiederholt Ansätze zu solchen gemacht; so beabsichtigte er, der Abhandlung vom Trauerspiel eine besondere über das

---

[1]) Ludwig Goldstein, Moses Mendelssohn und die deutsche Ästhetik, Königsberg 1904, S. 19.

[2]) 1757 zuerst in der „Bibl. d. sch. Wiss." erschienen; abgedruckt bei Minor, DNL. 72 S. 327 ff., hier zitiert nach dem letzteren Abdruck.

bürgerliche Trauerspiel folgen zu lassen[1]) und für das fünfte Stück der Bibl. d. sch. Wiss. eine Abhandlung „Von den Quellen der Künste"[2]) fertig zu machen; „den deutschen Liebhabern der schönen Künste" wollte er, wie er an Chr. L. v. Hagedorn schreibt,[3]) ein „Lehrbuch" in die Hand geben, das ihnen zum Leitfaden dienen könnte — aber diese Pläne zerschlugen sich. Zwar setzt Nicolai in der „Vorläufigen Nachricht" vor dem ersten Stück des ersten Bandes der Bibl. d. sch. Wiss.[4]) auseinander, daß zur „Genauigkeit des Geschmacks", welche ihm „die höchste Staffel der Blüte der schönen Wissenschaften" ist, theoretische Grundlegung derselben notwendig sei; indessen läßt der programmatische Charakter der „Nachricht" diese Äußerung als in ihrem Werte zweifelhaft erscheinen, um so mehr, als er der theoretischen Grundlegung hier nicht das eigentliche kritische Urteil gegenüberstellt, sondern das instinktmäßige, das ihm jedoch sehr fernlag, so daß der hier aufgestellte Gegensatz kein für sein Denken eigentlich fruchtbarer sein konnte. Wichtiger wäre schon etwa seine Polemik gegen Sulzers Satz,[5]) daß man, um ein Kunstwerk beurteilen zu können, nicht in der Theorie der Kunst unterrichtet zu sein brauche, wie es bei der Beurteilung wissenschaftlicher Werke der Fall sei: „Dies ist", sagt Nicolai, „eine Folge aus dem falschen Satze, daß alles in den schönen Künsten auf die Empfindung ankomme"; er will die Anschauung, die Sulzer nur auf die Beurteilung wissenschaftlicher Leistungen angewandt wissen will, auch auf die Kunst beziehen: „Es ist eine sehr große Torheit, wenn man durch einen Blick alles umwerfen will, was nicht anders als durch eine Menge miteinander verbundener Ideen hat können zur Wirklichkeit gebracht werden". — Indessen stehen solchen die Notwendigkeit ästhe-

[1]) An Lessing 31. VIII. 1756 und am Schluß der „Abhandlung".

[2]) Brief an Lessing 7. IX. 57, Lachmann-Muncker 19, 111; vgl. den Titel der Mendelssohnschen Schrift: Betrachtungen über die Quellen u. Verbindungen der schönen Künste u. Wissenschaften", erschien in Bibl. d. sch. Wiss. I, 2.

[3]) Nicolai an Hagedorn 20. IV. 58 N. N., wie aus der Notiz Partheys (?) in N. N. hervorgeht, schon abgedruckt in Torkel Baden, „Briefe über die Kunst" Nr. 2 (mir nicht erreichbar).

[4]) Bibl. d. sch. Wiss. I, 1 S. 2.

[5]) In Sulzers „Pensées sur l'origine et les emplois des sciences et de beaux arts", die Nicolai Bibl. d. sch. Wiss. I, 2 S. 388 bespricht.

tischer Fundamentierung behauptenden Sätzen andere entgegen, die aller systematischen Grundlegung des kritischen Urteils widersprechen. So verteidigt er die lose Form seiner „Briefe über den itzigen Zustand“ gegen den Einwurf der mangelnden systematischen Ordnung der vorgetragenen Gedanken und spöttelt über die Zumutung, „ein artig metaphysisch-ästhetisches Tractätgen“ zu schreiben, „worinnen doch wenigstens jeder Abschnitt in seine Paragraphen eingeteilet wäre“;[1]) ja er sagt ausdrücklich, daß seine Absicht nicht war, ein „Lehrgebäude“ zu liefern, sondern „bloße Gelegenheit zur Bestreitung gewisser allgemeiner Vorurteile zu geben, die Aufmerksamkeit meiner Landsleute auf gewisse Gegenstände zu erwecken; den Streitigkeiten über den Geschmack neues Licht zu geben . . .“[2]) Oder er bemerkt, Shaftesburysche Folgerungen aus ästhetischen Grundsätzen als „ziemlich seicht“ tadelnd: es gehet sehr leicht also, wann ein Philosoph aus der Theorie allzuweit schließen will.[3]) Er macht sich darüber lustig, daß ein Franzose, der Professor Cacault, in den wiederholten Gesprächen mit Nicolai immer wieder auf die obersten Prinzipien des kritischen Urteils — allerdings die dogmatischen des französischen Klassizismus — zurückgehen will,[4]) wie er im Alter über die intellektuelle Ästhetik insbesondere Friedrich Schlegels spottet.[5]) So tadelt er „Die Erforscher der Ursachen, was rühren, gefallen oder mißfallen könne“, weil sie für die Begründung der Prinzipien ihrer Ästhetik „die Menschen alle zusammen in eine Klasse zwingen“;[6]) und in logischer Konsequenz dieses Standpunktes, der sich gegen die abstrahierende,

---

[1]) Briefe itz. Zust. S. 6.

[2]) Ebenda S. 8.

[3]) In s. Anmerkung zu s. Übersetzung der Betrachtungen Shaftesburys „Über das Gemälde vom Urteil des Herkules“, Bibl. d. sch. Wiss. II, 1 S. 37.

[4]) Nicolai an Lessing „Febr. 1773“, Lachmann-Muncker 20, 243.

[5]) „Hohe Ästhetik, so nennt er — Gustav, das ‚Genie‘ — das Ding, womit er über den Wert der Maler und Dichter en dernier ressort entscheidet, und uns belehrt, was uns ausschließlich gefallen soll, und sonst nichts — bei Strafe zu mißfallen.“ Vertraute Briefe S. 55. — Vgl. auch seinen Spott gegen die kritisch-ästhetischen Philosophen im „Sempronius Gundibert“ (S. 175), die in dem philosophischen Reichstag „ohne Rücksicht auf die empirischen Poeten“ „jede ursprüngliche Dichtart in ihre ewigen Grenzen feststellen wollten“.

[6]) Nicolai im — gemeinsam mit Th. Abbt verfaßten — 205ten Litbrief.

normierende Ästhetik verwahrt, will er höchstens eine induktiv empirisch gewonnene Kunsttheorie.[1] „Wenn man die Gedichte der berühmtesten (!) Meister untersuchte und entwickeln wollte, wie sie es angefangen, um uns zu gefallen, und zugleich mit Genauigkeit zu bestimmen suchte, was in unserer Seele vorgeht, wenn uns ein komisches Heldengedicht von dieser und jener Art gefällt, so würde man zu einer sicheren Theorie dieser Art von Gedichten gelangen können."[2]) So ist denn auch sein einziger systematischer Beitrag zur Ästhetik, die Abhandlung vom Trauerspiel, stark psychologisch gerichtet.

Wenn trotz dieses schwankenden Verhaltens Nicolais gegenüber systematischer Begründung seiner ästhetischen Urteile dennoch hier der Versuch gemacht wird, die ästhetischen Urteile einer tieferliegenden, umfassenderen Schicht seiner Gedankenwelt zuzuführen, so läßt sich dieses Verfahren methodisch rechtfertigen und als notwendig für den weiteren Verlauf der Untersuchung dartun. Was die methodische Rechtfertigung anbetrifft, so gründet sie sich vornehmlich auf die Tatsache, daß Moses Mendelssohns ästhetische Anschauungen hier eine willkommene Stütze bilden, da seine ästhetischen Urteile durchweg mit denjenigen Nicolais in Übereinstimmung sind; ein weiteres Moment der Rechtfertigung liegt in dem Verfahren, das dem betonten Eklektizismus Nicolais gerecht werden und, auf die Systematisierung seiner Kunstanschauungen verzichtend, nur seine Stellungnahme zu einigen allerdings entscheidenden ästhetischen Problemen darlegen will, die als durch seine ganze geistige Entwicklung durchgehend erkannt wurden, ihrer Betontheit und Wirksamkeit in Nicolais einzelnen ästhetischen Urteilen nachgehend. Die Notwendigkeit dieses Teils der Untersuchung für die folgenden Teile aber, die sich noch im weiteren Verlauf de facto zu erweisen haben wird, mag darin erkannt werden, daß sie es ermöglicht, die kritische Stellungnahme zum Sturm und Drang an festen Polen zu orientieren und dadurch zu werten.

---

[1]) Dieselbe Forderung erhebt Mendelssohn gegenüber Baumgartens Methode (gelegentlich der Rezension von Meiers Auszug aus Baumgartens Anfangsgründen) Bibl. d. sch. Wiss. III, 1, Braitmaier II S. 144.

[2]) Bibl. d. sch. Wiss. IV, 1 S. 539.

Die ästhetische Gedankenwelt Nicolais ist durch die Namen Boileau, Brumoy, Batteux und Dubos, Shaftesbury und Burke, Breitinger, Baumgarten, J. E. Schlegel, Sulzer und Moses Mendelssohn abgesteckt. Eine philosophische Begründung der Kunst hat er nirgends auch nur andeutungsweise versucht. Kunst wird von ihm schlechthin vorausgesetzt; da, wo er ein wenig tiefer gräbt, handelt es sich für ihn um psychologische Fragen. Batteux' Nachahmungstheorie bildet die Grundlage seiner Kunstanschauungen; der fundamentale Grundsatz lautet: Die Kunst ist Nachahmung der Natur, aber nicht die Natur selbst.[1]) Demnach würde die theoretische Bestimmung dieser Differenz zwischen Urbild und Abbild die Theorie der Kunst bedeuten; statt dieser theoretischen Bestimmung indessen tritt bei Mendelssohn, und noch mehr bei Nicolai, die psychologische Fragestellung ein, die auf den Grund des Vergnügens an künstlerischen Werken gerichtet ist und einzig die psychische Differenz zwischen der Reaktion auf das „natürliche" Urbild und derjenigen auf das künstlerische Abbild zu ermitteln strebt. Hier ist Mendelssohns Illusionstheorie, deren Bedeutung für die Mendelssohnsche Ästhetik zuerst Ludwig Goldstein erkannt hat,[2]) eine Lösung, der sich auch Nicolai angeschlossen hat, ja anschließen mußte. In einer seiner ausführlichen Anmerkungen, die Nicolai seiner Übersetzung der Shaftesburyschen Abhandlung „Über das Gemälde vom Urteil des Hercules" beigefügt hat,[3]) verteidigt er die Verwendung der Allegorie in Gemälden gegen Shaftesbury mit dem Nachweis, daß die „Illusion der Malerei", die Shaftesbury gefordert hatte, durch Allegorien nicht gestört werde, und daß sie daher dem Kunstwerk als solchem nicht

---

[1]) Auf dem Boden dieses Grundsatzes steht Nicolai mit voller Bewußtheit z. B. in der Polemik am Beginn des 239ten Litbriefs. Er gibt dort dem anerkannten Batteuxschen Satz die Mendelssohnsche Fassung, daß es sich bei der Nachahmung nicht um „schöne Gegenstände in der Natur", sondern um schöne Nachahmung handele.

[2]) L. Goldstein a. a. O. S. 124 ff. Auch R. Petsch i. s. Einlg. z. Philosoph. Bibl. 121 sieht in der Illusionsästhetik Mendelssohns den Kern s. ästhet. Anschauungen.

[3]) Bibl. d. sch. Wiss. II, 1 S. 44. Den Plan einer vollständigen Shaftesbury-Übersetzung in Verbindung mit Mendelssohn, mit ausführlichen Erläuterungen und Zusätzen bezeugt Nicolai im Brief an Gerstenberg v. 21. III. 67, Z. f. d. Phil. 23, 52 und im Ehrengedächtnis für Th. Abbt S. 16.

schädlich seien; und nur, wenn er sich auf den Boden der Mendelssohnschen Illusionstheorie stellte, konnte Nicolai das Problem des spezifischen Kunstgenusses lösen: denn ist die Erhöhung des Realitätsbewußtseins durch Affekte, die Erregung der Leidenschaften an sich, ohne Hinblick auf die Wirkungen dieser Erregung, die er in seiner „Abhandlung vom Trauerspiel“ als Sinn der Kunst (d. h. hier der Tragödie) hinstellte, nicht in höherem Maße auch als Reaktion auf Naturobjekte oder -begebenheiten denkbar? Einzig wenn die Erregung der Leidenschaften von den oberen Seelenkräften[1]) als ästhetische Illusion erkannt wird, ist eine besondere Kunstwirkung von der Wirkung „natürlicher“ Eindrücke unterscheidbar — und an der Tatsache dieser besonderen Wirkung hing, wie wir uns vergegenwärtigten, Nicolais Begründung der Kunst überhaupt. Stand aber Nicolai auf dem Boden der Mendelssohnschen Illusionstheorie, so ergibt sich daraus nach zwei Seiten hin eine eigentümliche formale Beschaffenheit seiner Kunstanschauungen. Einmal die Behauptung und folgerechte Vertretung eines Realismus, der zwischen den Ansprüchen des Naturalismus und phantastischer, oder im Ausdruck der Zeit, „imaginativer“ Kunst nicht vermittelnd, sondern nach beiden Richtungen abwehrend, die Mitte hielt; andererseits die Begründung einer Auffassung, die das Kunstwerk nicht als fertiges, unabänderliches, auf sich beruhendes Gebilde hinnehmen will, sondern als etwas Unverbindliches, leicht in fremde Beziehungen zu Versetzendes; die das Bestimmbare, das Genetische des Kunstwerks ins Auge faßte und sich vom Werk zum Künstler wandte. Mendelssohn hat selbst diese Folgerungen aus seiner Illusionstheorie gezogen; diese letztere im 13ten Paragraphen der „Herrschaft über die Neigungen“,[2]) wo er folgert, daß nicht die Nachahmung an sich uns vergnüge, sondern die „Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen gewußt hat“; jene erstere hat Ludwig Goldstein nach

---

[1]) Nicolai akzeptiert diese ihm durch Mendelssohn geläufige Unterscheidung zwischen den unteren und oberen Seelenkräften: Bibl. d. sch. Wiss. I, 2 S. 388 (gelegentlich der Rezens. v. Sulzers Pensées sur l'origine et les emplois . . .).

[2]) Schriften ed. G. B. Mendelssohn IV, 1 S. 39 ff. Zuerst aus Nicolais Nachlaß, mit Anmerkungen von Nicolais Hand versehen, von Göckingk (S. 175 ff.) veröffentlicht.

Sätzen der Mendelssohnschen „Rhapsodie"[1]) treffend zusammengefaßt: „Alle Kunst, welche die Natur nachahmt, soll das möglichst getreu tun, dabei aber doch die ihr gesteckten Grenzen nie überschreiten, vielmehr den Schein materieller Wesenheit, den ihre Werke hervorrufen, auch selbst aufrichtig zerstören.[2]) Ästhetische Illusion ist ihm nicht grobe Sinnestäuschung, die Nachahmung als Natur vorspiegelt, sondern ... die intuitive Überzeugung von der größtmöglichen Ähnlichkeit zwischen Vorbild und Abbild, ohne daß zur Erreichung dieses einen Zieles der nachahmenden Kunst andere Mittel angewandt worden wären, als die ihr eigentümlichen und erlaubten". —

Mendelssohn wehrt sich überall, wo er die Nachahmungstheorie vertritt, entschieden gegen die Ansprüche des Naturalismus. Wenn er in dem Aufsatz „Über die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften" „das Wesen der schönen Künste und Wissenschaften" als „künstliche sinnlich vollkommene Vorstellung" oder als eine „durch die Kunst vorgestellte sinnliche Vollkommenheit" definiert, so bemerkt er gleich ausdrücklich: „Die Vorstellung durch die Kunst kann sinnlich vollkommen sein, wenn auch der Gegenstand derselben in der Natur weder gut noch schön sein würde"; und in der für seine (wie für Nicolais) ästhetischen Grundsätze so außerordentlich wichtigen Besprechung von Rousseaus „Nouvelle Héloise" (im 166/70. Literaturbrief) sagt er noch ausdrücklicher: „In der Natur kann vieles sein, das in der Nachahmung unnatürlich ist". Diese Abwehr des Naturalismus ist auch ein wesentliches Kennzeichen der Nicolaischen Kunstanschauung. Er unterscheidet, wiederum in einer seiner Anmerkungen zu der Shaftesbury-Übersetzung,[4]) ausdrücklich eine poetische Wahrscheinlichkeit im Gegensatz zur „historischen", d. h. ereignismäßig-natürlichen. So tadelt er die Reiseerzählung „Hercynia" von Zachariae, weil

---

[1]) „Rhapsodie oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen" 1761 erschienen. L. Goldstein S. 133.

[2]) vgl. § 12 der „Herrschaft über die Neigungen" a. a. O. „Soll eine Nachahmung schön sein, so muß sie uns ästhetisch illudieren, die oberen Seelenkräfte aber müssen überzeugt sein, daß es eine Nachahmung und nicht die Natur selbst sei."

[3]) Zuerst erschienen: Bibl. d. sch. Wiss. II, 1.

[4]) Bibl. d. sch. Wiss. II, 1 S. 38.

darin die dargestellte Reise „so historisch erzählet wird, als sie vorgegangen sein mag, fast ohne die geringste poetische Anlage".[1]) Und in der — gemeinschaftlich mit Mendelssohn verfaßten — ausführlichen Besprechung von Jacobis „Winterreise" wird der Naturalismus zwar nicht theoretisch abgewehrt, aber seine charakteristischen Ausprägungen als unkünstlerisch dargestellt in dem Satze[2]): „Der Mann von reifer Vernunft und tiefer Kenntnis des menschlichen Herzens wird die Natur nehmen, wie sie ist, in ihrer großen Vermischung von Gutem und Bösem, von Schönem und Häßlichem; aber er wird in die Tiefe des menschlichen Herzens eindringen und die sanften Empfindungen der Menschlichkeit aus den geheimsten Winkeln hervorsuchen, wo sie zuweilen unter dem Scheine des Niedrigen und Unanständigen verborgen liegt".

Die Abwehr nach der anderen Seite, der phantastischen, „imaginativen" Kunst, die ihre Berechtigung ebenfalls aus der Illusionstheorie herleiten könnte, indem sie die Imagination als maßgebliches objektives wie subjektives Unterscheidungsmerkmal der Nachahmung von der nachgeahmten Natur setzt, ist für Nicolai ebenso notwendig. „Der Poet ist niemals berechtigt, dem Hange einer wilden Hitze zu folgen," sagt Nicolai im 7. der „Briefe über den itzigen Zustand. . .";[3]) „die ganze Natur ist reich und unerschöpflich genug, (den Künstlern) Stoff zu ihrer Erfindung zu geben; wozu ist es denn nötig, eine Sache mit lauter Hirngespinsten zu verzieren?" fragt er im 47. Literaturbrief; es ist der Standpunkt, den Lessing mit psychologischer Wendung im 8. Literaturbrief formuliert hat: „Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt". So verurteilt Nicolai die „Schöpfung der Hölle" von Zachariae, weil sie reine Imagination sein wolle;[4]) so wendet er sich im 184. Literaturbrief dagegen, daß Dichter, ihrem religiösen Gefühl freien Lauf lassend, aus reiner Phantasie „auf Gottes Rechnung Sachen erdichten". Und in Überlegungen über die Imagination, die Göcking kaus Nicolais

---

[1]) A. D. Bibl. IV, 1, 218.

[2]) A. D. Bibl. 11, 2 S. 16/17.

[3]) Briefe itz. Zust. 7 S. 66.

[4]) 184/85. Litbrief.

Nachlaß veröffentlicht hat,[1]) erkennt er, daß die menschliche Imagination überaus dürftig ist, wenn sie nicht von Gegenständen der wirklichen Natur ausgeht; und der Satz „man weiß, was für Sprünge die Einbildungskraft tut, wenn sie einmal anfängt, mit dem Verstande davonzulaufen“[2]) ergänzt diese Betrachtung nach der anderen Seite. Diese Abwehr verschärft sich mit zunehmendem Alter, bis er an Tieck schreiben kann: „Das Reich der exzentrischen Imagination ist einförmiger, als es dem Faulen scheint, der gern selbstgefällig darin herumspazieret; das Reich der Natur ist höchst mannigfaltig, aber es ist nicht so leicht zu erforschen; wer es aber zu erforschen und interessant (!) darzustellen weiß, findet Wahrheit und Leben, da jener bloß Träume findet“.[3])

Zwischen diesen beiden Extremen, der imaginativen Kunst und dem Naturalismus, liegt das eigentliche Feld von Nicolais Kunstanschauungen; er sucht jedoch nicht bewußt zu vermitteln, sondern betrachtet vielmehr seine Anschauungsweise als den Ausgangspunkt, von dem aus durch vernunftswidrige Übertreibung jene Extreme erreicht werden können. Wie Theokles im dritten der Mendelssohnschen „Briefe über die Empfindungen“ (1755)[4]) auseinandersetzt, daß weder ein völlig deutlicher noch ein völlig dunkler Begriff sich mit dem Gefühl der Schönheit verträgt, und daß zwischen den Grenzen der Klarheit also alle Begriffe der Schönheit eingeschlossen sein müssen, so hat auch Nicolais Kunstanschauung sich einzig zwischen diesen Grenzen bewegt. „Meine Art zu denken“, heißt es in den „Briefen über den itzigen Zustand“ (Nr. 13), „ist nicht sowohl Mittelmäßigkeit als vielmehr die Mittelstraße zwischen den Ausschweifungen, die zum Schwulst und Unsinn leiten, und der Furchtsamkeit, die uns niemals erlaubet, uns über unsere alten Vorurteile zu erheben.“ Die richtige Beobachtung des empirischen Lebens führt diese Mittelstraße. Eine solche Beobachtung aber verlangt er vom Dichter; die Wahl des Stoffes wie die Darstellungsweise soll diesem

---

[1]) Göckingk S. 111.

[2]) A. D. Bibl. 26, 1, 272.

[3]) An Tieck 19. II. 97, Briefe an Tieck ed. Holtei S. 59.

[4]) Auf die „vortrefflichen Briefe über die Empfindungen“ beruft sich Nicolai wiederholt in der „Abhandlung vom Trauerspiel“.

Grundsatz entsprechen. Denn die Poetik der Aufklärung verbindet, wie Erwin Kircher dargetan hat,[1]) wenn sie die Nachahmung der Natur fordert, mit dem Begriff „Natur“ keine sinnlich-plastische Vorstellung, sondern die abstrakte Vorstellung des „Natürlichen“; das subjektiv Natürliche mit dem objektiven Naturleben zu verbinden, war der Sinn ihrer Forderungen an den Künstler. Diese Forderung erhielt bei Nicolai eine spezielle Färbung dadurch, daß er den Deutschen eine allgemeine Unvollkommenheit in der Beobachtung, ja in der Kenntnis des objektiven Naturlebens vorwerfen muß. Immer wieder weist er darauf hin, daß die deutschen Dichter „aus dem Innern ihres Kabinetts“ schreiben. Wir Deutsche sind Buchmenschen, eine schreibende Nation, klagt er einmal;[2]) „alle Empfindungen gehen für uns verloren oder werden nur mangelhaft ausgedrückt die nicht können gelesen werden“. „Weder unsere Wissenschaft ... noch unsere Poesie entspricht unserer Welt.“ Demgegenüber betont er seit dem siebenten seiner „Briefe über den itzigen Zustand“ die Notwendigkeit, das reale Leben zur Grundlage des dichterischen Ausdrucks zu machen, die „Kenntnis der Welt und des menschlichen Herzens“ als Vorbedingung für alles ersprießliche dichterische Schaffen,[3]) zumal wenn der Dichter originale Gestalten prägen wolle.[4]) Dementsprechend soll auch die Darstellungsweise realistisch sein, d. h. sich nur solcher Mittel bedienen, die durch den Stoff gerechtfertigt sind.[5]) —

An der Stellungnahme zu einem besonderen Problem, die zwar als solche für das Thema unserer Untersuchung nicht besondere Bedeutung hat, indessen hier einen erläuternden Rückblick gestattet, mag noch der „Realismus“ der Nicolaischen Kunstanschauung nachgewiesen werden; die Frage nach dem Verhältnis von Kunst und Moral ist zudem innerhalb der Nicolaischen Kunstanschauung besonders einheitlich gelöst worden.

---

[1]) Erwin Kircher, „Volkslied u. Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit in Zeitschr. für deutsche Wortforschung (1903) 4 S. 14 u. S. 17.

[2]) Göckingk S. 128 f.

[3]) A. D. Bibl. 14, 1, 214.

[4]) vgl. d. 224. Litbrief.

[5]) vgl. Briefe itz. Zust. Nr. 7 S. 58 u. S. 66.

Nicolais Stellungnahme ist auch in dieser Frage von derjenigen Moses Mendelssohns stark abhängig. Zwar scheint es, als ob er in der „Abhandlung vom Trauerspiel“ gegen Mendelssohns in den „Briefen über die Empfindungen“ geäußerte Ansichten über das Verhältnis von Kunst und Moral polemisiere; in Wahrheit sucht er dort nur den Anschluß an Mendelssohns Ansichten: Mendelssohns von Robert Petsch[1]) scharf hervorgehobener Dualismus der Moralität des Lebens und der Bühne, den Ludwig Goldstein[2]) wohl zutreffender als die „schiefe Fassung des richtigen Gedankens“ darstellt, „daß das moralisch Gute nicht ohne weiteres auch theatralisch gut sei“, wird von Nicolai hier seiner Allgemeingültigkeit entkleidet und im übrigen dahin erläutert, daß die der wahren Sittlichkeit widerstreitenden theatralischen Handlungen gewissermaßen durch „die starke Bewegung, worin sich die handelnde Person befindet, entschuldigt werden“. Gehöre es auch nicht zum Zweck der Tragödie, „die Tugend als belohnt und das Laster als bestraft“ darzustellen, so werde doch ihr eigentlicher Zweck, die Erregung der Leidenschaften, nur unvollkommen erreicht, wenn ein Widerspruch zwischen unserer Anteilnahme und der erhofften Rührung bestünde, was z. B. der Fall wäre, wenn der Tugendhafte unterginge usw. Zwar ist also der eigentliche Zweck der Tragödie, den Nicolai mit größtem Nachdruck betont, einzig die Erregung der Leidenschaften an sich, ohne die Bewirkung einer irgendwie verstandenen „Reinigung“ von den vorgestellten Leidenschaften — sei es nun die Reinigung in den dargestellten Personen oder im Zuschauer; indessen setzt er die Übereinstimmung dieses wahren Zweckes der Tragödie mit den Ansprüchen der wahren Sittlichkeit voraus; denn die Wirkung, welche die Erregung der Leidenschaften hervorbringen soll, die Erhöhung unseres Realitätsbewußtseins, wird durch den Widerstreit von poetischer und wahrer Sittlichkeit aufgehoben oder doch erheblich beeinträchtigt. Auch hier also eine Stellungnahme, die zwei Extremen die Mitte hält: den Ansprüchen einer Kunst, die den Menschen einzig als leidenschaftlich Bewegten oder leiden-

---

[1]) R. Petsch, Lessings Briefw. . . üb. d. Trauerspiel, Philosoph. Bibl. 121 S. XLIII.

[2]) L. Goldstein in a. a. O. S. 26.

schaftlichen Beweger sieht — wie es die Dramen des Sturms und Drangs tun —, und den rein rationalistischen Forderungen gegenüber, welche die Leidenschaften des Menschen durch die Gesetze der Moral besiegt sehen will — wie etwa Sulzer, dessen Betrachtungsweise er im 14. seiner „Briefe über den itzigen Zustand" ablehnt —, vertritt Nicolai einen „realistischen" Standpunkt; das Kunstwerk, das er meint, bedeutet eine durch die Kunst des Dichters [1]) herbeigeführte Ausgleichung zwischen dem leidenschaflichen Drang des Menschen und seiner Unterwerfung unter die Moral. In diesem Kunstwerk fallen Kunst und Moral zusammen: „Unter dem Moralischen verstehen wir alle vernünftige Schilderungen der menschlichen Leidenschaften", konnte der Übersetzer mit Shaftesbury sagen; [2]) dieses Kunstwerk erreicht den Zweck der ungetrübten Erregung der Leidenschaften am vollkommensten, da hier, um mit Mendelssohn zu sprechen, die Empfindungen der oberen und der niederen Seelenvermögen zusammenfallen. So ist für Nicolai die Schaubühne keine moralische Anstalt, aber, auch keine um die Moral ganz unbekümmerte. „Die Grille, daß die Schaubühne eine Sittenschule sei", sagt er im 201. Literaturbrief, „wird alle Tage durch die Erfahrung widerlegt; wann sie es wäre, so müßten die Stücke, welche sehr moralisch sind, auch die besten Stücke sein. Es ist wahr, man fordert mit Recht von der Schaubühne, daß sie gesittet sei; das ist, daß sie den guten Sitten nicht hinderlich sei, sondern vielmehr dieselben, wo es die Gelegenheit zuläßt, befördere; sonst beruhet die Anordnung eines Schauspieles auf Regeln, die mit der Sittenlehre nicht das geringste gemein haben." [3]) Noch klarer formuliert er seinen Standpunkt Herder gegenüber [4]): „Wenn in unsern civilisirten und durch systematische Wissenschaften aufgeklärten Zeiten die Poesie nur bloß eine erlaubte Ergötzung ist, so verliert sie denoch nicht allen

---

[1]) Das betont auch Thomas Abbt im 231. Litbrief (S. 258).

[2]) Nicolais Übersetzung von Shaftesburys erwähnter Abhandlung, Bibl. d. sch. Wiss. II, 1 S. 42.

[3]) vgl. hierzu Briefe itz. Zust. Nr. 15 S. 119, und s. Briefe an Lessing v. 7. IV. 72, Lachmann-Muncker 20, 157 f., wo er sich darüber lustig macht, daß einige Kunstrichter sich beschweren, in der „Emilia Galotti" sei die poetische Gerechtigkeit zu kurz gekommen, weil Marinelli nicht bestraft sei.

[4]) Nicolai an Herder 21. III. 72, bei O. Hoffmann S. 74.

moralischen Nutzen, wenn sie auch nicht geradezu die Moral predigt. Jede Entwicklung von Geisteskräften, jede Zurückrufung von rauhern und kindischen Vergnügungen zu solchen, die einer sentimentalen Wendung fähig sein (so!), jede vermehrte Empfindsamkeit, hat einen moralischen Nutzen". Hier zeigt sich deutlich, daß er keine moralische, sondern eine gesittete Kunst wünscht; daß die Erregung der Leidenschaften weder Selbstzweck ist, noch zur unmittelbaren Hervorbringung moralischer Wirkungen dienen soll; vielmehr dient sie einer Bereicherung, Erweiterung und Veredlung des geistigen Lebens.

Es wurde oben schon angedeutet, daß aus dem Standpunkt der Illusionsästhetik gemäß Mendelssohns eigener Folgerung sich noch nach einer anderen Seite hin ein bestimmter formaler Zug der Nicolaischen Kunstanschauung logisch herleiten läßt; ein kausaler Zusammenhang läßt sich freilich auch hier nicht nachweisen. Es handelt sich hier um diejenige Richtung seiner prinzipiellen Anschauungen über die Kunst, die Mendelssohn dahin aussprach, daß nicht die Nachahmung an sich uns vergnüge, sondern die Geschicklichkeit des Künstlers, der sie zu treffen weiß. So wird der Schwerpunkt des Anschauungskernes vom Kunstwerk fortgerückt; überall wird das Bestimmbare, das Genetische ins Auge gefaßt, nicht das Ruhende, Fertige, Abgeschlossene. Nicht das Werk an sich, sondern „der Künstler und sein Werk" ist das Thema von Nicolais Überlegungen über die Theorie der Kunst. Es handelt sich für den Theoretiker Nicolai nicht mehr wie etwa für Gottsched um die Maßstäbe, mit denen mehr oder minder schematisch die Grenzen der Kunst gemessen werden können, sondern um die Theorie der dichterischen Produktion. Mit dieser Wendung seiner Ästhetik stand Nicolai freilich nicht allein; sie erscheint vielmehr als das eigentliche, bezeichnendste Moment der Zeitströmung im engeren Sinne, die Nicolai vertrat; das Erbe der Schweizer, Baumgartens und J. E. Schlegels wird von Mendelssohn und Nicolai höchst fruchtbringend verwaltet.[1])

[1]) vgl. Fr. Braitmaier I, 35 u. II, 188. Diese psychologische Wendung in der Kunsttheorie der Zeit hebt auch R. Unger, Hamann u. die Aufklärung S. 95 ff., insbesondere S. 100 hervor.

Bestimmte Gedankenkomplexe, durch die öffentliche Diskussion mit dem — gerade auf die stark journalistisch veranlagten „Berliner" einwirkenden — Reiz der Aktualität ausgestattet, haben diese Wendung zudem verstärkt. Sie traten losgelöst aus einer umfassenden Kunstlehre als selbständige Probleme an den unsystematischen Nicolai heran. Der Originalgedanke und der Geniegedanke, durch Youngs Conjecture on Original Composition (1756)[1]) in ein neues, in Zukunft fruchttragendes Stadium getreten, wurde bald allgemein aufgegriffen, und die Auseinandersetzung mit diesen Gedanken hat Nicolai so sehr in Anspruch genommen, daß alle anderen Blickrichtungen für ihn zeitweilig verdeckt waren.

Die Auseinandersetzung Nicolais mit diesen Gedanken mußte um so intensiver sein, als er selbst in den „Briefen über den itzigen Zustand" sie mit achtungswertem Verdienst vier Jahre vor Young vertreten hatte. „Könnten Leute, die nur einen Funken des göttlichen Feuers haben, das in einem Dichter lodern soll, so viel matte und prosengleiche Reime, so viel kalte und nichtsbedeutende Prose herfürbringen, als wir von allen Seiten her um uns sehen? Das Genie, die vivida vis animi, ist die einzige Tür zu dem Vortrefflichen in den schönen Wissenschaften; Gelehrsamkeit und Arbeitsamkeit, mit der unsere schlechten Schriftsteller dasselbe ersetzen wollen, dienen nur, den Mangel desselben zu verraten;[2]) in diesem Satze ist das Problem des Geniegedankens ausgesprochen und anscheinend im Sinne Youngs und sogar Hamann-Herders gelöst: das Genie wird als die ursprüngliche Anlage gesetzt, deren der große Künstler bedürfe, und ohne die er trotz aller Bemühung nur Mittelmäßiges leisten wird. In einem anschaulichen Bilde umschreibt er die Bedeutung einer ursprünglichen natürlichen Anlage: „Es gehet dem Herrn Prof. (Gottsched) mit den Deutschen wie der Henne, die junge Entchen ausgebrütet hatte; sie fliehen der Stiefmutter Stimme . . . und wagen sich ohne Bedenken in die Wellen, zwischen denen der Herr Prof. zu ertrinken befürchtet; nun kann er sich nicht enthalten, aus patrio-

---

[1]) vgl. 172. Litbrief.

[2]) Br. itz. Zust. Nr. 18 S. 146.

tischem Eifer wider diese Kühnheit zu rufen — und dieser Eifer verhindert ihn zu bemerken, daß die Natur diesen Wagehälsen das verliehen hat, was sie ihm zu versagen für gut befunden hat".[1]) Indessen stehen diese Sätze allein und sind von Nicolai später sehr eingeschränkt worden; die Gegenprobe, daß das Genie allein, ohne jede Schulung den Künstler zu großen Leistungen begabe, vertrugen sie wohl nicht. Diese Ergänzung ist es besonders, die Dubos in den von Nicolai in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften"[2]) übersetzten „Réflexions sur la Poésie et sur la Peinture" betont. „Das Genie gleichet einer Pflanze, welche sozusagen von selbst hervorkeimet; soll sie aber gute und viele Früchte tragen, so muß sie sorgfältig gewartet werden. Das glücklichste Genie kann nicht anders als durch eine vieljährige Bemühung vollkommen werden", heißt es da; das Genie müsse sich am Stoffe bilden; freilich könne nur das Genie sich des Stoffes eben auf die Weise bemächtigen, die es zu vortrefflichen Leistungen befähige. Es ist also eine Wechselwirkung von natürlicher Anlage und schulmäßiger Bildung notwendig. Aber wie eng erscheint Dubos Geniebegriff gegenüber dem Hamann-Herderschen, von wie ganz anderer Art, da er im Menschen nicht als wirkende Kraft auftritt, sondern nur als eine Fähigkeit, die demgemäß auch nur auf ein Gebiet beschränkt bleibt! Wieviel fruchtbringender war deren philosophische Begründung, als Dubos' physiologische! Nicolai aber scheint seinen Geniebegriff an Dubos revidiert zu haben, oder die oben erwähnte Bezeichnung des Genies als der „vivida vis animi" war eben nur eine Floskel, — eine innere Wandlung ist hier kaum anzunehmen; denn nun vertritt er einen Standpunkt, der wohl gelegentlich weitherziger ist als derjenige Dubos', aber stets in dessen Geist die Wechselwirkung von natürlicher Anlage und schulmäßiger Bildung betont. Auf Dubos' Standpunkt zeigt ihn der einschränkende Satz: „Ein Genie, das

---

[1]) In Brief itz. Zust. Nr. 2 S. 11. Vgl. auch Sempronius Gundibert S. 323: „Mit der (formalen) Philosophie ist es ebenso beschaffen wie mit der Poesie. Man muß dazu geboren sein, und ein mittelmäßiger Philosoph ist gar kein Philosoph, so wie ein mittelmäßiger Poet gar kein Poet ist".

[2]) Bibl. d. sch. Wiss. III, 1. Bes. Abschnitt 5—7: „von der Beschaffenheit des Genies einiger Dichter und Maler".

sich außer seinen Zirkel macht, sollte bedenken, wie leicht es in solchen Fällen ist, bei allen übrigen Talenten wenig Ehre einzulegen";[1]) oder wenn er den Satz eines Ästhetikers „die gelehrten Theoreten verderben die besten Genies" höhnisch glossiert.[2]) Zwar erkennt er: „Was einmal in der ersten Anlage verfehlet worden, pflegt selten zur gänzlichen Vollkommenheit zu gedeihen",[3]) aber er entscheidet sich doch, wenn er die Entwicklung des Künstlers ins Auge faßt, dahin: „Niemand wird auf einmal ganz vollkommen; jedermann muß erst Lehrlingsstücke machen, und selbst die größten Geister sind hiervon gar nicht ausgenommen".[4]) Und wenn Lessing, auf Shakespeare hinweisend, erkennt, daß „ein Genie nur von einem Genie entzündet werden kann, und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschrecket", so hebt Nicolai diesen Satz auf, wenn er sagt[5]): „weil Shakespeare mehr Genie hat, ist aus ihm mehr zu l e r n e n". Hier wird das „Genie" Shakespeare nicht als etwas wegen seiner unmittelbaren Wirkung auf den Leser oder Zuschauer Beglückendes empfunden, wie von Herder und Goethe, sondern als ein Vorbild — für die Nachahmer! Und in dem von Nicolai gemeinsam mit Abbt verfaßten 204. Literaturbrief wird zwar erkannt, daß „nichts schädlicher ist als Regeln, die das Genie einschränken und es sozusagen hindern, auf seine eigenen Füße zu treten", aber Youngs Satz: „Die Regeln sind Krücken, welche nur der Kranke gebraucht, der Gesunde hingegen wegwirft" wird „als nicht völlig richtig" angezweifelt; und der unmittelbar folgende Satz — „nirgend sind solche Regeln häufiger als in Systemen, die Leute von seichter Einsicht bauen" — spricht nur die schon dargestellte Ablehnung systematischer Ästhetik aus und setzt zudem den möglichen Fall, daß ein Mensch von vollkommener, tiefer Einsicht solche Regeln aufstellen könnte, die auch das Genie nicht einschränken. Es zieht sich durch die ganzen Erörterungen dieses Literaturbriefes das

[1]) Im 278. Litbrief.

[2]) A. D. Bibl. 12, 2, 295 Rezension von „Theoret. Abhandlungen über die Mahlerey u. Zeichnung", Frankft. u. Leipz. 1769.

[3]) 156. Litbrief.

[4]) 142. Litbrief.

[5]) A. D. Bibl. V, 1, 295.

Bestreben, die Mitte zu halten zwischen der Anschauung, die dem Genie alle Rechte zugestehen will, und derjenigen, die es in strenge Grenzen gebannt wissen will — wenn auch die Anerkennung einer ursprünglichen, natürlichen Veranlagung des „Genies“ bestehen bleibt. Vergegenwärtigt man sich außerdem, daß Nicolai Ramler ein „Genie“ nennt,[1]) daß er auch Geßner,[2]) Iselin und Wieland[3]) diese Bezeichnung gibt; bemerkt man, daß er mit Dubos[4]) meint, der gute Dichter könne seine vorzüglichsten Leistungen erst im mittleren Lebensalter hervorbringen,[5]) so wird man den Wert des Nicolaischen Geniebegriffes für seine Kunstanschauungen gewiß nicht zu hoch veranschlagen können; auf jeden Fall zeigt sich, daß er im Geist weit entfernt ist von demjenigen des Sturms und Drangs, doch soll das Vorhandensein gewisser Ansätze, zumal bei dem jugendlichen Nicolai, nicht geleugnet werden, um so weniger, als es die scharfe Ablehnung der Genielehre des Sturms und Drangs durch den älteren Nicolai psychologisch erklären hilft.[6])

Mit dem Geniegedanken eng verwandt ist der Originalgedanke. Entscheidet der Geniegedanke in dem Verhältnis von Kraft und Stoff, Organischem und Unorganischem in der dichterischen Produktion zugunsten der organischen Kraft, so fordert der Orignalgedanke, gewissermaßen den Blickpunkt vom Dichter auf den

---

[1]) 333. Litbrief.

[2]) 278. Litbrief.

[3]) Nicolai an Iselin 20. X. 67 N. N. „Das Urteil eines Genies (Iselins) von dem anderen (Wieland) ist mir eine gewiße erwartenswürdige Sache.“ Er erwartet eine Wieland-Rezension von Iselin.

[4]) In der Übersetzung von Dubos' „Reflexions“ ... = Bibl. d. sch. Wiss. IV, 1 S. 426.

[5]) Göckingk S. 134. Nach Göckingks Angabe zwischen 1755 und 1760 geschrieben; ähnlich „Leben Justus Mösers“ ed. Abeken S. 16: „Die Zeit zwischen dreißig und vierzig Jahren — das Alter, wo gewöhnlich die Bildung eines Schriftstellers Festigkeit zu bekommen pflegt“.

[6]) Worte des alten Nicolai, wie diejenigen im „Anhang zu Fr. Schillers Musenalmanach“ (S. 136), Werke des echten Genius schienen „von einer mehr als menschlichen Schöpfungskraft hervorgebracht“, oder „das echte Genie gleicht Gott“ scheinen — abgesehen davon, daß sie zeitlich jenseits unseres Gebietes liegen — kaum irgendwie von Bedeutung für Nicolais Geniebegriff, soweit er für seine Stellungnahme fruchtbar wurde (und nur solche Äußerungen wurden hier angeführt); sie sind zudem in polemischer Form ausgesprochen, und der letztere Satz zeigt deutlich die Abhängigkeit von Shaftesbury.

Literaten im Dichter verschiebend, die freie Entfaltung dieser Kraft. Fallen beide Gedankenkomplexe für den Sturm und Drang wie schon bei Hamann zusammen — was sich schon an der Bezeichnung „Originalgenies" zeigt —, so handelt es sich für Nicolai um getrennte Erwägungen; der Geniegedanke behandelt das Wie? der dichterischen Produktion, der Originalgedanke das Was? Verbürgt das Genie eine graduelle Stufe der dichterischen Leistung, so das Original überhaupt die Ermöglichung derselben. Für ihn, der auf dem Boden der Nachahmungstheorie steht, gewinnt der Originalgedanke die Bedeutung eines klärenden, regulativen Prinzips: denn wer die Natur nachahmen soll, muß sie selbst zum Vorwurf nehmen, nicht ihr schon geformtes Abbild; er muß bis zu einem gewissen Grade selbst von den Formen der ihm bekannten Abbilder unabhängig sein. Dementsprechend ist die Stellungnahme zum Originalgedanken stärker bejahend als zum Geniegedanken. Er bekennt, daß er lieber ganz schlechte als mittelmäßige Schriftsteller lese, denn „ein ganz schlechter Schriftsteller hat öfters eine gewisse Gattung von Originalwesen; ... er entwickelt seinen ganzen eigenen Geist"; der mittelmäßige Schriftsteller habe große Vorbilder, werde aber „aus Mangel an Genie" zum „Nachahmer". „Daher kommt die ekelhafte Einförmigkeit, das wässerige Wesen, der unerträgliche Gernwitz, kurz daher stammt es, daß jedermann von einem solchen Buche sagt, es sei abgeschmackt, ohne daß man recht weiß, wie man es beweisen soll." [1]) „Die Begierde nachzuahmen, zeigt unwidersprechlich den Mangel eines eigentümlichen Genies" heißt es ein anderes Mal.[2]) Er verlangt aber nicht nachgeahmte, ordnungsmäßige Kunstwerke, sondern solche, die aus einer tieferen Einsicht in das einzige Vorbild des Dichters, die Natur, entsprungen sind. „Was soll man solchen Leuten entgegensetzen? Sie steifen sich immer darauf, daß ihre Stücke regelmäßig sind ... aber sie können nicht begreifen, daß ein Werk des Witzes regelmäßig schlecht sein kann" heißt es in den „Briefen über den itzigen Zustand"; [3]) wenn

[1]) Im — nicht unterzeichneten — 121. Litbrief, der aber nach Altenkrügers Angabe von Nicolai ist.

[2]) Litbrief 266.

[3]) Briefe itz. Zust. Nr. 11 S. 84.

die meisten deutschen Dichter eine tiefere Einsicht in die Charaktere der darzustellenden Personen hätten, diese Notwendigkeit als die oberste erkennten, so „würden wir nicht Gefahr laufen, nach allen Regeln des Aristoteles eingeschläfert zu werden“.[1] „O — wenn doch kein Dichter Empfindungen ausdrücken wollte, die ihm fremd sind!“ schließt er den 59. Literaturbrief; so fordert er auch, daß jeder Dichter nur die ihm eigenen Stoffe in die ihm eigenen Formen gieße, und will es Uz ebensowenig anrechnen, daß er statt Oden bisweilen Lehrgedichte schreibe, wie Klopstock, daß er bisweilen Lieder statt Oden dichte.[2] Aber wie weit sieht er seine Forderungen von der Wirklichkeit entfernt: „Deutschland hat wirklich Originalköpfe; aber es sind derselben so wenige, daß man bei der allgemeinen Wut nachzuahmen — unsern mittelmäßigen Köpfen wirklich wünschen möchte, daß sie besser nachahmen lernten“. Zum mindesten aber wünscht er originale Nachahmung.[3] Das Urbild des originalen Dichters ist ihm Shakespeare, der seine Pläne „original imaginiere“, und „nach eigener Art“ ausführe;[4] und er scheint dieses Original denen empfehlen zu wollen, die einen Begriff von originaler Dichtung zu erhalten wünschen.

Aber auch hier möchte Nicolai das Extrem vermeiden. „Vielleicht ist es gefährlich für den Dichter,“ überlegt er[5] „allzusehr original zu sein, wenn alles allzu unbekannt ist. Vielleicht findet man, daß gewisse Regeln, ja sogar gewisse willkürlich angenommene Convenienzen, auch ihren Nutzen haben. Zur Ersteigung eines hohen Berges ist ein gebahnter Weg und ein Stab sehr nützlich, obgleich derjenige nie einen hohen Berg ersteigen wird, welcher nur an einem Stabe gehen oder nur auf einem gebahnten Wege fortkommen kann.“ Zum mindesten aber hält er daran fest: „Regeln, die nicht aus Convenienz sondern aus der Natur der Sache entstehen, rächen sich an dem Schriftsteller, der sich über sie

---

1) Briefe itz. Zust. Nr. 11 S. 86.
2) 140. Litbrief.
3) Briefe itz. Zust. Nr. 7, insbesondere S. 56.
4) An Gerstenberg 21. III. 67.
5) Göckingk S. 111.

hinwegsetzt".[1]) Schon in den „Briefen üb. d. itz. Zust." nennt er es, „auf das gelindeste zu sprechen, eine große Unvorsichtigkeit, wenn ein Schriftsteller affectiret, alle seine Vorwürfe aus einem besonderen Augpunkte anzusehen, und wann er das Publikum nicht allein zwingen will, alle Sachen aus eben diesem Augpunkte zu betrachten, sondern es zu überreden sucht, daß dies der einzig richtige Augpunkt sei . . ."[2]) Und er befürchtet, daß das Streben nach Originalität dadurch unmöglich gemacht werden könnte, daß sich „gewisse Formen der Schönheit" erschöpfen könnten. „In der Baukunst ist es durch die Erfahrung ausgemacht," schreibt er an Herder,[3]) „daß es nur wenige Proportionen sind, die dem Auge gefallen, die zugleich Festigkeit und Annehmlichkeit haben. Die Griechen haben diese Proportionen erschöpft, und wir folgen ihnen." Als abschreckendes Beispiel originaler Kunst führt er hier die gotische Baukunst an. Er befürchtet auch von einer allzusehr auf das Recht der Originalität pochenden Kunst, daß ihr niemand folgen kann, der nicht ebenso original wie sie sei; und dann „richten unsere Autoren bloß für die Köche und gar nicht für die Gäste an".[4]) So stark er also auch das Recht, ja die Pflicht des Dichters betont, den eigenen Fähigkeiten gemäß den Vorwurf zu wählen und ihn original zu gestalten, so möchte er doch verhindern, daß der Dichter den Anspruch auf eigene Formengebung und Stoffwahl auf Kosten des Lesers zu weit ausdehnt, gemäß seiner Stellungnahme gegen eine zu stark „imaginative" Kunst. Die Konsequenz des Originalgedankens nach dieser Seite hin hat er also abgelehnt, und zwar gerade in der Zeit, in der diese Konsequenz nicht nur mehr theoretisch begründet wurde, sondern sich in den Dichtungen des Sturms und Drangs darstellte.

---

[1]) Nicolai gibt diese seine Äußerung, die er in einer Unterredung mit Lessing über die Emilia Galotti diesem entgegengehalten habe, als Lessing sich in bezug auf den Vorwurf mangelnder Motivierung der Orsina mit dem Wort „heraushelfen" wollte, er habe sich nun einmal über die Regeln hinwegsetzen wollen, in einer Anmerkung z. s. Briefe an Lessing v. 7. IV. 72 (in Lessings Werke, herausgeg. von F. Nicolai, Berlin 1794, S. 335 ff.) wieder.

[2]) Briefe itz. Zust. Nr. 7 S. 51.

[3]) An Herder 19. XI. 71, bei O. Hoffmann S. 66.

[4]) An Herder 24. VIII. 72, bei O. Hoffmann S. 81.

Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß Nicolais Stellungnahme zum Genie- und Originalgedanken nicht lediglich als ein Zeichen der formalen Richtung seiner Kunstanschauungen angesehen werden kann, die „den Künstler und sein Werk“ in den Mittelpunkt der theoretischen Überlegungen stellte, sondern durch die allgemeine Diskussion dieser Probleme wesentlich befördert wurde. Stärker zeigt sich dieser formale Zug, der das Bestimmbare und Unverbindliche des Kunstwerks ins Auge faßt, in anderen Erwägungen; doch ist es bei der allgemeinen unsystematischen, eklektischen Denkweise Nicolais kaum ratsam, andere größere Gedankenkomplexe herauszuheben, und hier um so weniger, als bei der Erörterung seines kritischen Verfahrens diese Gesichtspunkte noch hervortreten werden; was als theoretisches Element in seiner Bedeutung angezweifelt werden kann, erweist sich in der kritischen Stellungnahme eher als bedeutungsvoll. Bevor die Darstellung sich jedoch dem kritischen Verfahren Nicolais zuwenden kann, ist es notwendig, das Objekt der Nicolaischen Kritik noch näher zu bestimmen.

Denn Nicolais Kritik, zumal in den für unsere Untersuchung in Betracht kommenden Jahren, ist — und das begründet die in der vorangegangenen Darstellung erstrebte Zurückhaltung — nicht ein einfaches Ergebnis seiner theoretischen Kunstanschauungen. Es tritt vielmehr eine Umsetzung ein. Das Objekt der Nicolaischen Kritik ist nicht die Dichtung, sondern die Literatur. Und diese Umsetzung wird mit der Vollendung seiner Entwicklung und mit zunehmendem Alter immer sichtbarer. Der jugendliche Nicolai steht, wie er das im Alter selbst einmal ausgesprochen hat,[1]) dem spezifisch Literarischen gegenüber sehr kühl und ziemlich hilflos gegenüber. Er sieht Streit um Dinge, die er gegenüber ernsteren, tieferen Kunstfragen für belanglos hält. Die „Briefe über den itzigen Zustand“ zeigen ihn zwar schon als gewandten literarischen Kämpfer, indessen weisen sie doch noch auf jene erste Position zurück, die sich durch den Verkehr mit Mendelssohn insbesondere, aber auch mit Lessing, wieder verstärkte; die Beiträge

---

[1]) „Schreiben an d. Herrn Hofrat Lichtenberg“, Lessings Ges. Werke, herausgeg. von F. Nicolai 26 S. XX.

in der Bibliothek d. sch. Wissenschaft bezeichnen ihren Höhepunkt, wie sie auch den Höhepunkt seiner kunsttheoretischen Bemühungen bilden. Von da ab, sicherlich nicht unbeeinflußt durch die Übernahme des väterlichen Verlages, wird nicht die Dichtung, sondern die Literatur in steigendem Maße Gegenstand seiner theoretisch-kritischen Bemühungen, bis derselbe sich seit der Gründung der Allgemeinen Deutschen Bibliothek als einzigen darstellt, so daß die Poesie nur mehr „eine bloß erlaubte Ergötzung“[1]) ist, und bis er an Johannes Müller den Plan seiner Allgem. Dtsch. Bibl. verteidigend, am 12. VI. 72 schreiben kann[2]): „Der schlechte Teil unserer Literatur gehört aber so gut dazu als der gute; sich über jenen zu ärgern, ist zur Verbesserung (!) der Literatur vielleicht ebenso notwendig, als sich über den guten Teil zu freuen“; die Journale müßten die Chronik sein, aus der die Nachwelt die Geschichte der gegenwärtigen Literatur schöpfen werde; „wenn der Chronikenschreiber allzusehr die Fakta auswählen will, so bekömmt der künftige Geschichtsschreiber allzuwenig Stoff“. Wenn Nicolai selbst einmal, die literarische Entwicklung im 18. Jahrhundert überschauend,[3]) zwei Perioden unterscheidet: eine frühere, in der „die Literatur bloß an den Universitäten hing“, und eine spätere, in der sich „durch Klopstock, Wieland, Goethe und Schiller Poesie bildete“ — so gehört er selbst der ersteren Periode an; bezeichnend genug fährt er ja auch an dieser Stelle mit den Worten fort: „und nun tat die deutsche Literatur einen starken Fortschritt“.

Der Gesichtspunkt, unter dem diese Umsetzung sich bei Nicolai am frühesten bemerkbar macht, ist der nationale. Das Vorhandensein eines Nationalgedankens in der deutschen Aufklärung, ja das Wirken derselben für die Entwicklung des deutschen Nationalgedankens kann nach Friedrich Meineckes Forschungen[4]) nicht mehr abgeleugnet werden. „Der Universalismus des 18. Jhrdts.“,

---

[1]) an Herder 21. III. 72.

[2]) an Joh. v. Müller 12. VI. 72 in Briefe an Joh. v. Müller, Schaffhausen 1840, 4 S. 10 f.

[3]) Göckingk S. 47. Die zitierte Stelle stammt aus dem Jahre 1810.

[4]) Friedrich Meinecke, Weltbürgertum u. Nationalstaat 3. Aufl., München 1911. — Der Verfasser glaubt, hier auch auf die Darstellung verweisen zu dürfen, die er selbst nach Quellenstudien im Literarischen Echo 1915 Nr. 22 gegeben hat.

erkennt Meinecke, „war zugleich kräftiger Nationalismus"; über die Äußerung dieses Nationalgedankens urteilt Hermann Baumgart,[1]) daß er sich unter den Zeitgenossen Lessings auf eine doppelte Art geäußert habe, „in einer das Ganze der deutschen Welt umfassenden lebhaften Empfindung und in einer bestimmten praktischen Tätigkeit". Nicolais Nationalgedanke aber hat sich, wie kaum der eines Zeitgenossen — vielleicht nur von Justus Möser und Joseph v. Sonnenfels abgesehen —, auf beide Arten geäußert. Diese warme und lebhafte Empfindung ließ ihn die Dichtung als Angelegenheit des deutschen Geistes, als deutsche Nationalliteratur sehen, und die praktische Tätigkeit galt deren Förderung. Schon der Jugendliche sieht mit Verdruß die dichterischen Leistungen der Deutschen hinter denen der Franzosen zurückstehen, erkennt, daß Bouhours Urteil, der Deutsche könne kein bel-esprit sein[2]) und demgemäß nur schwache künstlerische Leistungen hervorbringen, noch nicht durch Taten widerlegt ist, wenn er sich auch bemüht, in allen Gattungen solche namhaft zu machen, die sich den anerkannten, auch von ihm bewunderten französischen Meisterwerken an die Seite stellen ließen.[3]) Mit Schmerz muß er erkennen, daß Gottsched mit seinen Sammlungen die wahrhaft patriotischen Bemühungen um die Nationalliteratur in den Augen der Franzosen eher lächerlich gemacht, als ihre Anerkennung gefördert hat.[4]) So sehr er aber die Überlegenheit der Franzosen empfindet, hat er doch stets das richtige Gefühl dafür, daß ihre Kunstwerke nur vollkommener Ausdruck ihres Geistes sind, daß sie von den Deutschen nicht ohne weiteres nachgeahmt, sondern nur als Vorbilder des Grades der Vollkommenheit betrachtet werden dürfen; und mit aller Schärfe tritt er dagegen auf,[5]) daß französische Schriftsteller die Führer- und Richterrolle in

---

[1]) Ges. histor. u. politische Aufsätze, Straßb. 94. „War Lessing ein Patriot?" S. 230.

[2]) Das von Nicolai noch A. D. Bibl. 9 I, 207 höhnisch zurückgewiesen wird.

[3]) vgl. den 77. Brief in der „Sammlung freundschaftlicher Briefe" von J. S. Patzke (Frankft. u. Leipzig. 1754), der bei Altenkrüger S. 38 ff. mitgeteilt ist.

[4]) Briefe itz. Zust. insbes. Nr. 11.

[5]) Briefe itz. Zust. Nr. 4 u. 16.

literarischen Fragen ohne weiteres in Anspruch nehmen.[1]) Mit Vergnügen ergreift er daher die Gelegenheit, dem M. de Prémontval[2]) gegen die Überschätzung des französischen Geschmacks, der französischen Dichtung und Sprache besonders durch den deutschen Adel, zu sekundieren,[3]) wie denn auch die Gestalt der Frau von Hohenauf in seinem „Sebaldus Nothanker" eine kräftige, recht gut gelungene Satire gegen diese übergroße Vorliebe für französisches Gesellschaftswesen und französischen Geschmack ist. So brandmarkt er das Verfahren vieler Verleger, die reine Übersetzungsmanufakturen haben.[4]) Er wünscht edlere, freiere Formen der Geselligkeit, in denen sich der Deutsche natürlich bewegen lernt, damit die deutsche, gesellige, leichtgeschürzte Dichtung die Großen fessele, wie es in Frankreich und England der Fall sei;[5]) so sollen auch die deutschen Gelehrten statt verknöcherter Pedanten Männer werden, die den Sinn aufs Ganze richten, wie es die französischen und englischen Gelehrten zum Wohle des Ansehns ihrer Wissenschaft tun;[6]) er will keine Streitereien deutscher Literaten vor dem Ausland,[7]) er will nicht, daß die mühsam um ihre Anerkennung ringende deutsche Literatur vor Friedrich dem Großen durch Hamanns „Au Salomon du Prusse", wie er fürchtet, blamiert werde.[8]) Aber nicht um das äußere Ansehen allein ist es ihm zu tun. Wie er von den Deutschen Kenntnis ihres Landes und ihrer Verfassung fordert und durch seine „Reisebeschreibung" für die Beförderung dieser Kenntnis sorgen

---

[1]) In diesem Kampf erscheint er Georg Ellinger (Einl. z. Neudruck d. Briefe itz. Zust. S. XII) als der „Vorläufer des späteren Lessing", was in dieser Form wohl nicht richtig ist.

[2]) „Préservativ contre la corruption de la Langue François et dans les Pays où elle est le plus en usage . . ." etc. 1756.

[3]) 125. Litbrief.

[4]) „Sebaldus Nothanker" Buch II S. 80 ff.

[5]) Brief itz. Zust. insbes. Nr. 8.

[6]) Göckingk S. 131.

[7]) So sagt er in der „Nachricht" Allg. Deutsch. Bibl. 37 I, 312 mit Bezug auf seinen Streit mit Wieland, er sei im Interesse des Ansehens der deutschen Literatur „äußerst geneigt", die „partie honteuse" derselben „nach Möglichkeit zu verdecken".

[8]) An Herder 2. III. 73.

will, wie er urteilt, daß der gebildete Deutsche, der sich schäme, die Kunstschätze des Palais de Luxembourg oder des Palais Royal nicht zu kennen, sich viel mehr schämen müsse, wenn ihm die Kunstschätze der Dresdner Galerie unbekannt seien, so ist sein Bestreben überhaupt auf die Festigung des Bewußtseins von der eigenen Art und den eigenen Aufgaben gerichtet. An einem besonderen Gegenstand seiner Bemühungen, der Sprache als dem vorzüglichsten Werkzeug des Dichters, läßt sich dieses Bestreben deutlich erkennen; hier sei auf Adolf Schachs Darstellung verwiesen, insbesondere den Abschnitt, in dem als einer der Hauptbestandteile der Nicolaischen Sprachbemühungen „die Ausbreitung der deutschen Sprache gegenüber der französischen" erkannt wird.[1])

Mit dem Nationalgedanken in engem Zusammenhang steht ein zweiter Komplex, der die Umsetzung der Dichtung zur Literatur beförderte: der Entwicklungsgedanke; er bestätigt zugleich den oben dargestellten formalen Zug der Nicolaischen Kunstanschauung, der ihn auf das Bestimmbare und Genetische des Kunstwerkes weist. Der jugendliche Nicolai deutet die Verbindung von Nationalgedanken und Entwicklungsgedanken an: „Wir müssen itzt patriotisch denken und für die Nachwelt schreiben, und wenn wir den schlechten Schriftstellern forthelfen wollen, was sollen wir denn mit den mittelmäßigen machen?"[2]) Das Mittelmäßige wird als Feind des Guten erkannt — so ist also eine Entwicklung zum Guten vorausgesetzt; und schon der nationale Ehrgeiz sollte Ansporn zur Vervollkommnung sein. Nicolai erkennt aber sogar, daß durch das Mittelmäßige der Geschmack „weit zuverlässiger" verdorben wird als durch das ganz Schlechte;[3]) er will dieser „schimpflichen Mittelmäßigkeit"[4]) entgehen, und die ihm vor-

[1]) A. Schach, F. Nicolais Bemühungen S. 30 ff.

[2]) Sammlung freundschaftlicher Briefe v. S. J. Patzke Nr. 38 bei Altenkrüger S. 38 ff.

[3]) A. D. Bibl. 10, 1 S. 298, gelegentlich der Rezension der Wochenschrift „Der Glückselige".

[4]) Briefe itz. Zust. Nr. 17 S. 133. Vgl. auch s. Brief v. 31. VIII. 1756 an Lessing (Lachmann-Muncker 19, 43): „Es ist nichts besonderes Gutes neu herausgekommen; darüber könnte ich mich trösten. Aber es ist viel Mittelmäßiges herausgekommen, das man als etwas Besonderes anpreist; und das ärgert mich".

schwebende höchste „Staffel der Feinigkeit, der Richtigkeit des Geschmacks ersteigen". Er glaubt an eine Entwicklung des Geschmacks, wie er an die Abhängigkeit der Dichtkunst von dem Zeitalter glaubt, in dem der Dichter lebt;[1]) Picanders Scherzgedichte, sagt er in einer Rezension des neu aufgelegten „Deutsch-Franzos",[2]) die einst mit Recht beliebt sein mochten, könnten jetzt nur noch vom Pöbel gelesen werden: „doch wir befürchten, in allen Provinzen Ober- und Niederdeutschlands gibt es noch sehr viel Leute, die jetzt noch immer ums Jahr 1736 leben". Und an andrer Stelle freut er sich der Vervollkommnung der deutschen Literatur in den letzten 20 Jahren: „Unsere Sprache", sagt er da,[3]) „hat seit 20 Jahren ungemein viel Revolutionen erlitten, wir haben seit 1741 spruchreiche, einbildungsvolle, kühne ja auch seltsame Dichter erhalten; dies hat unserer Sprache eine ganz neue Bildung gegeben, die zwar noch nicht völlig geendigt ist, aber die wenigstens anfängt, unsern Schriften einen Originalcharakter zu geben". So verlangt er auch von dem einzelnen Dichter, daß er unablässig an sich arbeite, und tadelt beispielsweise Zachariae, daß dieser in der Vorrede zu seinen gesammelten „Poetischen Schriften"[4]) verspricht, weiter keine Veränderungen zu machen. — Die Entwicklungsmöglichkeit, die er so erkennt, will er durch eigene Tätigkeit zum Besten der deutschen Literatur verwerten; ja seine ganze literarische Tätigkeit ist eigentlich darauf gerichtet, die Entwicklung der Literatur zu befördern: bezeichnet er sich doch als „Hebamme", die über der Arbeit, die Geburten anderer zu befördern, die eigene Entwicklung vernachlässige.[5]) So erkennt auch Lessing an,[6]) daß Nicolais Hauptsatz in der „Abhandlung vom Trauerspiel", die Tragödie solle Leidenschaften er-

[1]) Joh. Chr. Günther, sagt er A. D. Bibl. III 1, 253, wäre „in erleuchteteren Zeiten, wo die Ansprüche höher sind, unzweifelhaft ein guter Dichter geworden".

[2]) Nürnberg 1772. Nicolais Rezension: A. D. Bibl. 23, 1 S. 306.

[3]) A. D. Bibl. 10, 1 S. 301 gelegentlich der Rezension der Wochenschrift „Der Eremit"; darin war eine Probe aus dem Jahre 1741 gegeben.

[4]) 9 Bde. ohne Jahr u. Ort. Nicolais Rezension: A. D. Bibl. IV 1, 217.

[5]) Schreiben an den Herrn Hofrat Lichtenberg, in Lessings sämtl. Schriften, herausgeg. von Fr. Nicolai 26. Bd. S. XVI. Ähnlich an Denis 20. VI. 70. Denis' Nachlaß S. 161.

[6]) Lessing an Nicolai 13. XI. 56, bei Lachmann-Muncker 17, 64.

regen, ohne ihre Reinigung bewirken zu brauchen, der geeignetste sei, um gute Trauerspiele hervorbringen zu helfen, geeigneter jedenfalls als der von Nicolai verworfene, das Trauerspiel solle die Leidenschaften reinigen. Früh hat er die Kritik als Mittel zur Beförderung der Literatur erkannt.[1]) Durch das bekannte Preisausschreiben im Frühjahr 1756, das er mit der Ankündigung der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ verband,[2]) suchte er einen Zweig der Literatur, das Drama, zu fördern: ein Unternehmen, das mittelbar und unmittelbar bedeutenden Nutzen stiftete, so äußerlich auch das hier angewandte Mittel war. Die Entwicklung der deutschen Literatur sollten letzthin auch die Literaturbriefe befördern, deren eigentlicher Urheber Nicolai war,[3]) wenn sie auch ihre fruchtbare Wirkung eigentlich nur durch Lessings Mitarbeit ausüben konnten; wie auch die Allgemeine Deutsche Bibliothek diesem Zwecke dienen sollte, auf die er „den besten Teil seines Lebens“ verwandt hat.[4])

Auf das vorzüglichste Mittel zur Förderung der Entwicklung der deutschen Literatur weisen fortgesetzte theoretische Überlegungen hin, die als ein drittes Moment der Umsetzung der Dichtung zur Literatur gleichfalls schon sehr früh in Nicolai rege werden. Die zielbewußte Entwicklung der Literatur setzt ihre Organisation voraus; und das Prinzip der Organisation, das Nicolai in der französischen, aber auch in der englischen Literatur wirken sieht, heißt Zentralisation.[5]) Es gilt eine Zentralstätte zu schaffen, deren Geschmack tonangebend ist, deren Wünsche an den entlegenen Stätten ohne Rücksicht auf die landschaftliche und Stammeseigenart erfüllt werden. Sehr mißverständlich ist es darum zum mindesten, wenn Hermann Hettner[6]) die Aufklärer und Popular=

---

[1]) Briefe itz. Zust. Nr. 17.

[2]) Über dieses Preisausschreiben vgl. Minors „Vorwort“ zu „Lessings Jugendfreunde“, D. N. L. 72 S. I f.

[3]) vgl. seine Darstellung im „Schreiben an den Herrn Professor Lichtenberg“.

[4]) A. D. Bibl. 32, 1, 293. „Nachricht“.

[5]) Es ist in diesem Zusammenhange besonders bemerkenswert, daß Frau v. Stael in ihrem Buche De l' Allemagne an zahlreichen Stellen (bes. im 2. Kap.) ebenfalls die mangelnde Zentralisation als Grund des trotz hoher Einzelwerte verhältnismäßig niedrigen Gesamtstandes der deutschen Literatur erkennt.

[6]) Hettner 5. Aufl. II, 552.

philosophen mit den Kleinhändlern vergleicht, auf die sich das eigentlich geschäftliche Leben gründe; Nicolai war, wie alle Aufklärer,[1]) um im Bilde zu bleiben, durchaus Großkaufmann, am liebsten wäre er Trustmagnat gewesen. Der Ausspruch, den sein Freund Biester bei einer scherzhaften Gelegenheit über ihn tat, daß er „für den Club geboren" sei,[2]) läßt sich auf den Herausgeber der „Allgemeinen Deutschen Bibl." auch ernsthaft anwenden. Schon die „Briefe über den itzigen Zustand" sind voll beweglicher Klagen über den Mangel an Zentralisation der deutschen Literatur wie des geistigen Lebens überhaupt. „Wir vermissen vielleicht nirgends so sehr den Mangel einer Hauptstadt, deren Geschmack den allgemeinen Geschmack der übrigen bildet, als in den Umständen, die die theatralische Dichtkunst angehen" heißt es im elften der Briefe.[3]) „Aus Mangel einer Hauptstadt", überlegt er später,[4]) „kann unsere Komödie niemals vollkommener werden." Der Zentralisationsgedanke spielt auch in die Vorschläge hinein, die er hinsichtlich eines deutschen Wörterbuches im zwölften der „Briefe über den itzigen Zustand" macht; er will das Wörterbuch nach dem Vorbild des Dictionnaire der Akademie Française eingerichtet und deshalb Provinzialwörter ausgeschaltet wissen, wie er sich auch im 125. Literaturbrief gegen die Aufnahme von Provinzialidiotismen in ein deutsches Wörterbuch ausspricht; und so schreibt er an Iselin,[5]) wenn er dessen Schriften in Verlag nehmen solle, würden sich kleine Änderungen in der Schreibart nötig erweisen, die am besten im Verlagsort Berlin vorgenommen würden, was sich, da er den Stil Iselins im selben Brief rühmt, nur auf die Beseitigung von Dialektworten und -formen beziehen kann. Mit Recht erkennt daher A. Schach als Ziel der Nicolaischen Sprachbemühungen die Fortführung der Gottschedischen

---

[1]) Dementsprechend erwarteten ihre volkswirtschaftlichen Theorien die Förderung des Handels von der Vereinigung der Kapitalien; vgl. über Joseph v. Sonnenfels' „Grundsätze der Handlungswissenschaften", der diese Theorie nachdrücklich vertritt, Franz Kopetzky, „Joseph u. Franz v. Sonnenfels" S. 152 ff.

[2]) Göckingk S. 77.

[3]) Briefe itz. Zust. Nr. 11 S. 85.

[4]) Göckingk S. 134, ähnlich S. 133 ebenda.

[5]) 19. III. 67 N. N.

Bestrebungen um die Einheitssprache, die Reinigung von den mundartlichen Elementen, die Förderung einer nicht nur geschriebenen, sondern auch gesprochenen hochdeutschen Sprache. Dieselben Zentralisationsbestrebungen Nicolais bemerken wir dem „gelehrten Leben“ gegenüber. Die „deutschen Gesellschaften“, nach dem Vorbild der Leipziger, der Gottscheds überragende Stellung neuen Glanz gegeben hatte, bald an zahlreichen auch kleineren Orten gegründet, sind Gegenstand seines Hohnes, da ihr kleinstädtischer Provinzialismus der umfassenden Zentralisation einen wesentlichen Widerstand entgegenzusetzen schien: so striegelt er sie denn an den verschiedensten Stellen.[1] Daneben sind es die Universitäten in den kleinen Städten der Provinz, die er für Hindernisse der Zentralisation hält, und die er deshalb bespöttelt. „Der größte Teil (sc. der Gelehrten)“, klagt er einmal,[2] „sitzt in kleinen Städten auf Universitäten ... hat nur einseitige Ideen, und die er eifrig fortzupflanzen sucht, weil sie die paar Leute, die um ihn sind, ausschließend billigen. Er kann also gar nicht begreifen, daß jemand anders denke ... Lebten diese Männer in einer großen Stadt zusammen, wo sie mehrerlei Ideen bekämen und öftern Widerspruch erführen, so würden sie weniger entscheiden können und leichter andere Ideen auffassen.“ Die Kleinstadt, der enge Kreis einer Provinzialuniversität mache einseitig und unfruchtbar.[3] Warum sollte denn notwendig der Ton der Gelehrten in Weimar oder in Hamburg auch in Köln gelten müssen?“ fragt er ironisch. „Köln ist groß genug, und der Rhein ist wohl die Elbe oder die Ilm wert; also darf auch Köln seinen eigenen gelehrten Ton haben.“[4] Der Überwindung dieses Provinzialismus dient in erster Linie seine Reisebeschreibung; die Deutschen sollen sich kennen lernen, alsdann wird es möglich sein, eine Zentral-

---

[1]) Briefe üb. Zust. Nr. 12; 257. 288. und 299. Litbrief; Vorrede zum 2. Teil des „Vademecum für lustige Leute“ (1766); Sebaldus Nothanker I, 16 und II, 116 u. 148 u. a. m. O.

[2]) Göckingk S. 131.

[3]) vgl. 200. Litbrief. „Ein Mensch, der sich auf die geringe Anzahl von Ideen einschränken will, die eine Universität oder Provinzialstadt darbieten“, könne unmöglich Kunstwerke hervorbringen.

[4]) Dicker Mann II, 28 S. 92.

stätte zu schaffen; so verweilt er denn auch in seiner Reisebeschreibung mit Vorliebe an den großen Zentren des geistigen und wirtschaftlichen Lebens. Das wichtigste Mittel der Zentralisation des deutschen geistigen Lebens ist sein Lebenswerk, die Allgemeine Deutsche Bibliothek. Schon am Titel zeigt sich das. Herder gegenüber betont er[1]) diese Tendenz als dasjenige, was sie von den Literaturbriefen unterscheiden soll: der Zweck der Bibliothek ist, wie er zu wiederholten Malen in den Ankündigungen, „Vorreden" und „Nachrichten" betont, eine Stätte zu schaffen, von der die deutsche Literatur in ihrer Gesamtheit übersehen werden kann, die den Gelehrten in den Ostseeprovinzen die Neuerscheinungen in der Schweiz, den Westfalen die in Österreich vermittelt. Dabei ist, obgleich die Rezensenten „durch nichts als durch die Liebe zur Wahrheit" verbunden sind,[2]) die Einheit dennoch gewährleistet, weniger durch Nicolais Einfluß, da er ja immer wieder die Beeinflussung der Rezensenten ablehnt, ja zu wiederholten Malen — eine oft z. B. von Schach übersehene Tatsache — betont, daß er nicht einmal alle Rezensionen im Manuskripte läse,[3]) als vielmehr durch die Einheit der kritischen Methode, wie sie in den Literaturbriefen zum erstenmal vorbildlich erschienen war.[4]) Wohl kann es auf diese Weise geschehen, daß der Bock zum Gärtner gemacht wird wie durch die Mitarbeit von Klotz oder später von v. Wöllner; doch zeigt gerade die Mitarbeit späterer Widersacher recht deutlich das starke Vorherrschen des Zentralisationsgedankens. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek sollte die Hauptstadt vertreten; sie sollte im geistigen Leben Deutschlands die Rolle spielen, die Paris und London im französischen und englischen spielten. „In einem Reiche, wo eine

---

[1]) An Herder 19. XI. 66, bei O. Hoffmann S. 2.

[2]) Nicolais Vorrede zum 2. Stück des 4. Bandes der A. D. Bibl.

[3]) An Herder 24. XII. 68, bei O. Hoffmann S. 28; an Wieland 5. V. 75, A. D. Bibl. 37, 1 „Nachricht" S. 307, Vorrede z. ersten Band des Anhanges zu Bd. 1—12 der A. D. Bibl.; A. D. Bibl. 55, 1, 290 u. a. m. O.

[4]) vgl. die bei Göckingk S. 35 mitgeteilten zeitgenössischen Urteile über die „Einheit des Strebens" in der Allg. Dtsch. Bibl. — In diesem Sinne ist wohl auch Mercks Urteil aufzufassen, Nicolai habe sich seine Rezensenten selbst erzogen (an Nicolai 7. XI. 72).

Hauptstadt ist," sagt er einmal,[1] „wird einem Dichter gleichsam ein Stempel aufgedrückt, wodurch er überall für gut erkannt wird. In Deutschland hat jede Provinz ihren Nebenpoeten, den sie für gut und berühmt hält." Die „Nebenpoeten" in ihrer Unzulänglichkeit darzustellen und den guten Dichtern den Stempel der Anerkennung durch den hauptstädtischen Geschmack aufzudrücken, ist mit zunehmendem Alter in steigendem Maße die Tendenz des Kritikers Nicolai gewesen.

Diese drei Momente der Umsetzung sind es denn auch gewesen, die seine kritische Stellungnahme recht eigentlich beeinflußt haben; an ihnen entzündet sich der Widerstand gegen den Sturm und Drang. Er schien Nicolai die mühsamen Errungenschaften der literarischen Entwicklung in Frage zu stellen, da er auf eine folgerechte Weiterentwicklung verzichtend, ja eine solche bekämpfend, es unternahm, das geistige Leben der Deutschen von Grund aus umzubilden; und während er sich bemühte, zu organisieren und zu zentralisieren, schienen ihm die Stürmer durch enge brüderliche, aber ausschließende Gemeinschaften bald in Straßburg, bald in Wetzlar, Frankfurt, in Darmstadt und in Göttingen, jedenfalls in provinzieller Abseitigkeit, das erschaffene Gefüge zu verwirren und abzubauen. „Jeder (von den Originalgenies) geht seinen Weg, und keiner von diesen Wegen stößt zusammen", bemerkt er tadelnd zu Herder.[2] Wertvolle Gedanken, bei denen die Mitte alles und das Extrem unvernünftige Übertreibung war, wie den Genie- und Originalgedanken, schienen sie ihm durch einseitige Betonung überhaupt in Frage zu stellen. Daß die Gegensätze nicht sofort in aller Schärfe aufeinanderprallten, sondern, wie der zweite Teil der Untersuchung erweisen wird, sich erst im Laufe einiger Jahre herausstellten, muß zunächst sonderbar erscheinen bei der kämpferischen Art Nicolais, der ständigen Bewegtheit seines Geistes, die alles Feindselige und Fremde sofort als solches erfaßt und stets das Bedürfnis hat, sich mit allen neuen, bedeutenden Erscheinungen kritisch auseinanderzusetzen. Indessen erklärt es sich aus einer Tatsache seiner geistigen Entwicklung, die

[1]) Göckingk S. 135.
[2]) Nicolai an Herder 19. XI. 71.

ein letztes Moment jenes oben dargestellten Umsetzungsprozesses bedeutet, und das, so sehr es auch objektiv den Gegensatz verschärfen konnte, Nicolai zunächst den Blick auf diese neuen Erscheinungen entzog. Denn gerade in der Periode der ersten Äußerungen des Sturms und Drangs vom Ende der sechziger bis zum Anfang der siebziger Jahre verlor die Beschäftigung mit der Kunst in Nicolais Geist die Stellung, die sie bis dahin innegehabt hatte.

Am 3. XI. 1771 schreibt Nicolai an den Baron v. Gebler [1]: „Seit mehreren Jahren nehmen weitläufige Handlungsgeschäfte den besten und größten Teil meiner Zeit weg, und seitdem noch dazu die weitläufige und mühsame zur Allg. Dtsch. Bibl. gehörige Korrespondenz gekommen, finde ich täglich mehr Ursachen, meine Lectur einzuschränken und sie mir nutzbar zu machen. Seit dieser Zeit habe ich die schönen Wissenschaften und Künste ... fast gänzlich verlassen und mich auf Studien einschränken müssen, die den Menschen noch näher angehen". Ganz ähnlich schreibt er zwei Jahre später an Herder, [2] daß er, durch geschäftliche Inanspruchnahme gezwungen, seine Studien auf diejenigen einschränken müsse, „die den Menschen und die Menschheit betreffen", und daß daher ein gewisser Teil der Poesie „insofern sie die Gesellschaft nicht unmittelbar verbessert oder verschlimmert" „außer seinem Wege" liege; und auch eine briefliche Äußerung an Denis [3]) aus dieser Zeit hat denselben Sinn. Diese Wendung hat sich schon lange vorbereitet. In Fragmenten, die nach Göckingks Angaben zwischen 1755 und 1760 entstanden sind, erkennt er, der sich kurz zuvor noch mit aller Kraft für die Schaffung einer deutschen Nationalbühne eingesetzt hat: „Das Theater ist ein Werk des Luxus", und mit weiterer Perspektive: „Diejenigen, die die Erde bebauen, beschreiben sie nicht". [4]) Wie sich schon bei den Nachfolgern Christian Wolffs das Bestreben zeigt, „nicht mehr das Weltganze

---

[1]) An Gebler 3. XI. 71, bei Werner, A. d. Josephin. Wien Nr. 1.

[2]) An Herder 18. III. 73.

[3]) An Denis 28. XII. 72, in Denis' Nachlaß S. 164.

[4]) Göckingk S. 133. Eine Umkehrung und Fortsetzung dieses Satzes, im Sinne von: „Diejenigen, die die Erde beschreiben, sollten sie auch einmal bebauen", findet sich Sempronius Gundibert S. 25: „Wer weiß, ob es nicht gut wäre, wenn manche, die (Ordens-)Bänder tragen, auch Bänder webten.

und die Gesamtheit der Dinge, sondern den Menschen mit seinem tatsächlichen seelischen Befinden, seinen Aufgaben und Zielen als vornehmsten Interesses zu setzen",[1]) so hat auch Nicolai, Schüler Chr. Wolffs und Baumgartens,[2]) sich immer mehr zum Anhänger des Popeschen Satzes: „Das eigentliche Studium der Menschheit ist der Mensch" bekannt. Diese Anhängerschaft führt ihn aber nicht wie den jungen Goethe, der diesen Satz ebenfalls tief ins Herz gegraben hatte, zum liebevollen Erfassen des Menschen in seinem prometheischen Drang und seinem Leid, nicht zu exakt naturwissenschaftlichen Studien, sondern zu dem Ideal einer streng wissenschaftlichen Physiognomik, die, wie im zweiten Teil der Untersuchung gezeigt werden wird, im Gegensatz zur Lavater—Goethischen steht, und nicht zur Geschichtsauffassung des Sturms und Drangs, die sich in sympathetischem Lebensgefühl dem Großen in der Geschichte verwandt fühlt oder dankbar der Quelle des eigenen Seins in der Vergangenheit nachspürt, sondern zu exakt kulturhistorischen Studien;[3]) nicht zu religiösen, sondern zu theologischen Kämpfen. „Die Physiognomik", erkennt Nicolai,[4]) „nimmt den Menschen ohne Vorstellung . . . so, wie er selbst ist"; die schönen Künste zeigen den Menschen nur, „inwiefern er schön und für den Augenblick darstellungsfähig ist". — Die Geschichte aber „trägt der Aufklärung die Fackel vor";[5]) so richtig auch K. Aners Feststellungen[6]) sind, daß Nicolais historische Forschungen einen rein wissenschaftlichen Zweck verfolgen und mit rein wissenschaftlicher Methode geführt werden, so wenig bestritten werden soll, daß diese Arbeiten „in echtem, historischem Interesse" wurzeln — der Urspung dieses historischen Interesses liegt in jenem Streben, „den Menschen in seinem tatsächlichen seelischen Befinden" zu erfassen; sein historischer Sinn ist eine konsequente realistische Auffassung der Menschen — der Vergangenheit. Und wenn auch sein Standpunkt in den späteren Untersuchungen über die Ge-

---

[1]) R. Unger, Hamann u. die Aufklärung S. 51 insbes.

[2]) vgl. „Über m. gelehrte Bildung" S. 10.

[3]) Für das erwachende kulturhistorische Interesse vgl. den 132. u. 219. Litbrief.

[4]) Göckingk S. 137.

[5]) Anti-Buhle S. 27.

[6]) K. Aner, Der Aufklärer Nicolai S. 157 ff.

schichte des Tempelherrnordens, wie Aner erkennt, derjenige der modernen historischen Schule ist — in der Periode, die uns hier hauptsächlich beschäftigt, trägt, wie das eingelegte Kapitel von der Geschichte der Predigermäntel im „Sebaldus Nothanker" erweist,[1]) die Geschichte der Aufklärung die Fackel vor, wird sie für seine den Menschen betreffenden Studien in der Weise fruchtbar, daß die Erfassung des bloß Historischen die Erkenntnis des Ewig-Menschlichen durch eine Art Subtraktion ermöglicht.

Auch aus dieser Einstellung auf den „Menschen", der die Dichtung und die Literatur aus seinem Gesichtskreise verdrängt, ergibt sich ein Gegensatz zum Sturm und Drang. Denn diese Entwicklung fand ihren glücklichen — wenn auch nicht vom ästhetischen Standpunkt glücklichen — Ausdruck in seinem 1773 erschienenen Roman „Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker"; und die Ablehnung dieses Romans durch die Geniebewegung ist ein wesentliches Moment in seinem Kampf gegen den Sturm und Drang.

III. Nicolai als Kritiker.

Die Darstellung der Grundlagen, die Nicolais Verhältnis zum Sturm und Drang bestimmen, vervollständigt sich durch die Frage nach dem Kritiker Nicolai; wurde im vorangegangenen Abschnitt versucht, das Objekt seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem Sturm und Drang näher zu bestimmen, so handelt es sich jetzt um die Methode derselben. Einer Untersuchung der kritischen Tätigkeit Nicolais, die gemäß der Absicht dieses Teils der Darstellung sich einzig auf die formalen Züge des kritischen Verfahrens richten kann, hat voranzugehen eine Bestimmung ihres Maßstabes; und dieser Maßstab liegt in den Anschauungen Nicolais über das Wesen und die Aufgaben der Kritik und seinen dementsprechenden Forderungen an den Kritiker.

Eine irgendwie tiefere Begründung der Kritik hat Nicolai nirgends gegeben; er erläutert nur eine vorhandene Institution. Die öffentliche Kritik ist „die einzige gelehrte Kommunication, die

---

[1]) Sebaldus Nothanker II, 87 ff.

einzige Art, wie der Verfasser (eines Buches) die Meinung der Leser erfahren kann",[1]) der Kritiker unterscheide sich vom Leser, sagt er an anderer Stelle,[2]) einzig durch die öffentliche Bekanntgabe seines Urteils, das jedem Leser zustehe. Die gelehrte Republik sei eine vollkommene Demokratie; jeder Bürger habe das Recht zu sprechen, aber nicht alle wollen und können sprechen. Es werfen sich daher einige zu Sprechern auf, solche die am begabtesten sind oder die an einem Orte stehen, wo man sie gut hören kann, oder solche, die sich am unverschämtesten vordrängen. So gebe es gute und schlechte Kritiker, ohne daß die schlechten ein Einwand gegen die Institution der Kritik wären. So sehr auch „das viele Geschwätze und Gestreite öfters beschwerlich wird, so ist es dem Wachstum der menschlichen Kenntnis doch noch vorteilhafter als eine tote Stille", wie die Gesellschaft fördernder sei als die Einsamkeit; der Kritiker aber ist nichts anderes als „ein Gesellschafter, der sich mit mir über neue Werke unterhalten und mich zu fernerer Untersuchung auffrischen will". Halte man demnach aber die kritische Tätigkeit für untergeordnet, glaube man, daß der Kritiker als bloß reproduktiv und unschöpferisch unter dem Kritisierten stehe, so müsse man sich vergegenwärtigen, daß eine gute Beurteilung eines schlechten Buches besser sei als das schlechte Buch selber; eine gute Beurteilung aber ist ihm eine solche, die „Anlaß gibt, besser zu verstehen, richtiger zu empfinden", die in jeder Beziehung „weitere Aussicht öffnet".

Man sieht, daß er den prinzipiellen Kern der Frage nach der Berechtigung öffentlicher Kritik kaum berührt; Erörterungen, wie sie etwa in Hamanns „Schriftsteller und Kunstrichter" und „Leser und Kunstrichter" angestellt werden, wird man bei Nicolai vergeblich suchen. Etwas weiter reichen schon seine Gedanken über die Aufgaben der Kritik. Die öffentliche Kritik ist ihm das Mittel, den allgemeinen Geschmack zu heben. „Die Kritik ist es ganz allein, die unseren Geschmack läutern und ihm die Feinheit und die Sicherheit geben kann, durch die er sogleich die Schönheiten und die Fehler eines Werkes einsieht; und ein feiner Geschmack

---

[1]) Göckingk S. 130.

[2]) A. D. Bibl. 10, 2, 103 ff. gelegentlich der Rezension eines „Antricriticus".

ist nichts anderes als eine Fertigkeit, die Kritik jederzeit auf die beste Art anzuwenden"; das instinktive Geschmacksurteil müsse jederzeit durch die Gründe der Kritik bestätigt werden können;[1]) daher sei es „eine ebenso würdige Beschäftigung der Kritik, seine Fehler zu entdecken als seine Schönheiten zu entwickeln".[2]) Die Hebung des allgemeinen Geschmacks, die zur Beförderung der schönen Wissenschaften in Deutschland notwendig ist, wird durch die Kritik erreicht; ihre zweite, nicht minder wichtige Aufgabe in Hinsicht auf dieses Ziel ist die Aufdeckung und Bloßstellung dünkelhafter Unzulänglichkeit und „poetischer Kabale"; auf diese beiden Aufgaben weist die deutschen Kritiker der 17. seiner „Briefe über den itzigen Zustand" wie auch die „Vorläufige Nachricht" vor dem ersten Band der „Bibliothek der schönen Wissenschaften".

Diesen Aufgaben der Kritik entsprechen auch seine Forderungen an den Kritiker. Ist Kritik nichts als eine „gelehrte Kommunikation", so muß ihr jede Überheblichkeit fern sein. Wie er sich in der „Nachricht" vor seinen „Briefen über den itzigen Zustand" dagegen verwahrt,[3]) „im Ton eines Gesetzgebers" zu sprechen, da er von „einem so hohen Grad des Eigendünkels weit entfernt sei", so betont er auch, „daß die Rezensenten der A. D. Bibl. sich nicht unterfangen, den Ton anzugeben, in dem das Publikum urteilen soll", da es nicht geraten sei, den Lesern „Staub in die Augen zu streuen".[4]) Da die Kritik „weitere Aussichten" eröffnen soll, fordert er, daß der Kunstrichter „den ganzen Umfang der schönen Wissenschaften einsehen" soll;[5]) als er einen Mitarbeiter der A. D. Bibl., Ebeling, bittet, ihm einen Rezensenten für das Fach der schönen Wissenschaften zu empfehlen, fordert er einen „philosophischen Geist";[6]) und an Schlözer, der ihm Johannes Müller empfohlen hatte, schreibt er,[7]) das Feuer und der jugendliche Überschwang desselben seien ihm als Rezensenten sicher hinderlich, denn ein

---

[1]) Bibl. d. sch. Wiss. I, 1 S. 3.
[2]) Ebenda IV, 1, 592.
[3]) Briefe itz. Zust. S. 2.
[4]) A. D. Bibl. Vorrede z. 2. Stück des 8. Bandes S. 6.
[5]) Briefe itz. Zust. Nr. 3 S. 14.
[6]) Wie aus der Antwort Ebelings an Nicolai v. 29. IX. 71 hervorgeht (N. N.).
[7]) Kopie an Schlözer 23. XI. 71 N. N.

Kritiker müsse „ein gesetztes, kaltblütiges Geschöpf sein“, wie er ja auch in den „Briefen üb. d. itz. Zustand“ dem Kritiker vorschreibt: „Man untersuche gründlich und nicht in einer Art von Enthusiasmus, der dem Leser keine Zeit lassen will zu überdenken, ob man ihm Wahrheiten oder Gaukelwerke vorlege“.[1]) Der gründlich Untersuchende wird freilich strengere Maßstäbe anlegen als der durch ein „geblendetes Staunen“[2]) Eingenommene; so erkennt Nicolai im Namen der Verfasser der Literaturbriefe es als Pflicht, eine Schrift „nach dem vollkommensten Grad“ abzumessen, „dessen sie fähig sein könnte“.[3]) Die Aufgaben der Kritik, der Hebung des Geschmacks zu dienen und die Entwicklung der schönen Wissenschaften zu befördern, wird der Kritiker durch eifrige, umsichtige, durch Vorurteile irgendwelcher Art ungetrübte Arbeit zu erfüllen haben. Die Summe seiner Forderungen an den Kritiker zieht Nicolai in einer Rezension,[4]) in der er gegen eine ungerechte und mangelhafte Beurteilung Voltaires polemisiert; der Kritiker müsse sich die folgenden Fragen vorlegen: „Was darf man von den Talenten dieses Schriftstellers denken? Wie groß ist der Einfluß seiner Werke auf seine Nation, fremde Nationen und auf die deutsche Nation? Was hat er für Verdienste um den edlen Zeitvertreib seiner Leser, um ihren Geschmack, um ihre Verfeinerung? Was hat er der Religion und den Sitten geholfen oder geschadet?“ Erst nach Beantwortung dieser Fragen, müssen wir in Nicolais Sinn ergänzen, kann eine speziell ästhetische Kritik Platz finden.

Denn Nicolai als Kritiker steht weit über den von ihm objektiv gesetzten Grenzen; seine kritische Tätigkeit, um das vorwegzunehmen, ist reicher und geht tiefer, als er es im allgemeinen fordert. Aus dieser Tatsache ergibt sich, was schon oben im ersten Abschnitt angedeutet wurde, mit voller Deutlichkeit, daß sein kritisches Bedürfnis aus seinem ursprünglichen, tiefsten Wesen, nicht aus abgeleiteten Erwägungen erwuchs, so daß ihm erst kritische Auseinandersetzung ein Verhältnis zu geistigen Dingen

---

[1]) Briefe itz. Zust. Nr. 7 S. 55

[2]) Ebenda Nr. 5 S. 43.

[3]) 243. Litbrief.

[4]) A. D. Bibl. 21, 2, 367.

ermöglichte. Wenn man in Lessing mit Recht den geborenen Kritiker erkennt,[1] den kritischen Menschen im weitesten Sinne, so läßt sich das auch von Nicolai sagen; in um so höherem Maße vielleicht, als seine rein schöpferischen Kräfte weit weniger stark und mannigfaltig sind als diejenigen Lessings. Es ergibt sich daher die Notwendigkeit, sein Verhältnis zum Sturm und Drang auch an der Beschaffenheit seines allgemeinen kritischen Verfahrens, seinen Zielen und seinen Grenzen, der Verwirklichung seines kritischen Ideals zu untersuchen; denn Nicolai will, gemäß seinem ganzen auf Verwirklichung abzielenden Denken, auch in der Kunsttheorie beinahe noch mehr Wert auf die Richtigkeit ihrer Anwendung als auf die absolute Richtigkeit gelegt wissen.[2]

Es mag zunächst gestattet sein, einige äußere Züge seines kritischen Verfahrens zu zeichnen, schon um das allgemeine Bild Nicolais an diesen Stellen zu berichtigen. Minor insbesondere hat es so dargestellt, als ob Nicolais Kritik des Sturms und Drangs die leichtfertige Arbeit eines Besserwissers sei. Demgegenüber muß hier die große Gewissenhaftigkeit des Kritikers Nicolai hervorgehoben werden. Von mehreren Werken berichtet Nicolai, daß er sie zu wiederholten Malen durchgelesen habe, ehe er sich kritisch geäußert habe; so hat er Joh. Jak. Duschs „Tempel der Liebe“ „mehr als dreimal“ durchgelesen, um den Faden der Erzählung fassen zu können;[3] Gerstenbergs „Gedicht eines Skalden“ hat er etwa fünfmal durchgelesen, ehe er die Rezension desselben niederschrieb;[4] Lavaters Physiognomik hat er für seine Rezension derselben viermal durchstudiert.[5] Wie er genau und sorgfältig liest, will er auch so schreiben, „daß sich der Leser von dem ganzen Werke selbst aus der Rezension einen Begriff machen kann“.[6] Und wie er gemäß seiner schon zitierten Äußerung an Johannes

---

[1]) Franz Muncker, Lessings Verhältnis zu Klopstock S. 44 ff. insbes.

[2]) A. D. Bibl. 26, 2, 478; gelegentlich der Rezension von C. L. Junkers „Grundsätzen der Malerei“.

[3]) Bibl. d. sch. Wiss. III, 2, 365.

[4]) A. D. Bibl. V, 1, 210.

[5]) An Lavater 30. IV. 76, Kopie s. Briefes im Nachlaß; vgl. s. Brief an Merck v. 8. X. 75, Wagner 2 S. 74, nachdem er das Lavatersche Werk „schon zweimal gelesen hatte“.

[6]) „Vorbericht“ zum 1. Bd. der A. D. Bibl.

Müller[1]) aus gewissermaßen literarhistorischem Gesichtspunkt auch den schlechten Teil der Literatur in seiner Bibliothek behandeln will, damit die Leser ein richtiges Bild von dem Gesamtstand der Literatur erhalten können, so möchte er auch dem einzelnen Schriftsteller gegenüber nicht ohne weiteres absprechend verfahren. „Bodmer" schreibt an Herder,[2]) dem er eine Bodmer-Rezension aufträgt, „ob er wohl freilich nicht zu lesen ist, kann doch nicht ganz kurz abgefertigt werden, weil unter seinem Mist doch hin und wieder ein Goldkörnchen liegt". Und während etwa der Herausgeber des „Teutschen Mercur" an Merck schreibt[3]): „In einem solchen Artikel ist alles gut, wenn's nur mit Witz oder Laune oder etwas philosophischem Teufelsdreck assaisoniert ist", und ihn auffordert, sich „alle Abend vor Schlafengehen ein Viertelstündchen hinzusetzen und auf ein Fetzchen Papier einen Artikel hinzuwerfen", in dem Rezensionen mit selbständigen Einfällen vermischt sein könnten, äußert sich Nicolai, als Blankenburg ihn um eine Rezension seiner Theorie des Romans gebeten hatte[4]): „Um ein nützliches, ausführliches Urteil zu fällen, zumal über eine Materie, von der noch so wenig gesagt ist, würde in der Tat mehr Zeit erfordert werden, als ich leider habe. Beym aufmerksamen Lesen, beym vielfachen Überlegen und beym Aufschreiben und Ordnen der Gedanken gehet leicht ein Monat weg".

Die Gewissenhaftigkeit des Lesens und Schreibens ist Voraussetzung eines Kritikers, der sein Urteil von äußeren Rücksichten frei abgeben will. Wie der Mensch, so will aber auch der Kritiker Nicolai frei sein, nicht eingeengt durch die Rücksichten auf „poetische Kabale"; und hierin besteht, wie alle Beurteiler einmütig zugeben, seine literarische Großtat. In einer Zeit, da dem lobenden Kritiker im allgemeinen mehr zu mißtrauen war als dem tadelnden, weil dieser „nur" durch persönliche Abneigung, jener aber durch Sold oder indirekte materielle Abhängigkeit zu seinem Urteil bestimmt war; in der Zeit, da der Streit der Schweizer und Leipziger von den kleineren Geistern als Kampf um die literarische

[1]) vgl. oben S. 44 Anm. 2.

[2]) An Herder 2. V. 67.

[3]) 2. III. 1781 Wagner, Briefe an Merck 1835.

[4]) Konzept eines Briefes an Blankenburg, Jan. 1775 N. N.

Macht geführt wurde, trat Nicolai mit seinen „Briefen über den itzigen Zustand“ hervor und erregte das größe Aufsehen dadurch, daß er es noch deutlicher und entschiedener als Lessing im „Neuesten“ wagte, sich zu keiner der beiden Parteien zu bekennen. Das Recht unvoreingenommener Kritik hat er stets vertreten, wie er nur den als Kritiker gelten ließ und insbesondere an der A. D. Bibl. nur solche Rezensenten duldete, deren unparteiischer Urteilsweise er gewiß war. Die materielle Unbestechlichkeit des Kritikers Nicolai ist nie, auch von den Zeitgenossen nicht, angezweifelt worden; wer, wie ein Wiener Schriftsteller, den Versuch machte, durch Bestechung Nicolais Urteil zu beeinflussen, wurde von Nicolai sogleich öffentlich, wenn auch unter Verschweigung des Namens, gebrandmarkt.[1]) Ebensowenig darf auch seine geistige Unbestechlichkeit angezweifelt werden. So bittet er Herder, dem er die Rezension der in seinem Verlage erschienenen „Romantischen Briefe“ (von Leonhard Meister) aufträgt, obwohl er selbst, wie Herder, Mendelssohn und Iselin sehr günstig über sie dachten, mit dem Lobe eher zu sparsam als zu häufig umzugehen: „ich mag auch gern den allergeringsten Schein vermeiden, daß ein Buch gelobt werde, weil es in meinem Verlage gedruckt ist“.[2]) Und wenn er auch gelegentlich eines seiner Werke (ohne Namensunterschrift) selbst anzeigt,[3]) so geschieht das mit ganz objektiven

[1]) vgl. A. D. Bibl. 43, 2, 616 Nicolai ließ die ihm zugedachte Bestechungssumme Spalding für die Armen überweisen; die Quittung Spaldings liegt im Nicolaischen Nachlaß unter Spaldings Briefen. — Hier sei auch erwähnt, daß er es ablehnte, Bücher in seinem Verlage erscheinen zu lassen, in denen ihm selbst Ruhmeskränze geflochten werden sollten; als z. B. Prof. Baldinger aus Marburg ihm in einem ungedruckten Brief aus dem Jahre 1792 ein Buch zum Verlage anbietet, in dem die vorzüglichsten Männer des Zeitalters, darunter auch Nicolai, Ehrendenkmäler erhalten sollten, schreibt Nicolai an den Rand: „Ich würde das Buch schon deshalb nicht verlegen, weil etwas von mir darin vorkömmt“. Demgemäß hat er auch in dem Gelehrtenverzeichnis, das er seiner „Beschreibung der Kgl. Residenzstädte Berlin und Potsdam“ (1779) im dritten Anhang beifügte, sich selbst übergangen — zu Unrecht, wie der Rezensent derselben, v. Schmidt-Phiseldeck (A. D. Bibl. 39, 2, 545) meint.

[2]) An Herder 11. IV. 69.

[3]) wie das „Vademecum für lustige Leute“, zu dem er die Vorrede geschrieben hat (A. D. Bibl. I, 1, 298/99), sein Ehrengedächtnis für Thomas Abbt (A. D. Bibl. VI, 2, 254) und den 3. Teil seines „Sebaldus Nothanker“ (A. D. Bibl.

Wendungen, jedenfalls ist er vorsichtiger und zurückhaltender als etwa Lessing in der Selbstanzeige seiner Ausgabe von Logaus Sinngedichten und seinen Fabeln;[1]) und wir dürfen es ihm wohl glauben, wenn er etwa in seiner Auseinandersetzung mit Wieland schreibt[2]): „Was mich anbetrifft, so bin ich mir wohl bewußt, daß ich, wenn ich Bücher anzeige, ... keine andere Absicht habe, als meine Meinung davon frei heraus zu sagen. Dies darf ich, so wie Sie es dürfen und jeder Gelehrte es darf. Ich kann sehr wohl geschehen lassen, daß man sage, ich habe geirrt; aber niemals werde ich stillschweigen, wenn man mich beschuldigt, daß ich hämisch und parteiisch gewesen".[3])

Denn das oberste Prinzip des Kritikers Nicolai — und hiermit fassen wir den ersten Grundzug seines kritischen Verfahrens — heißt unbeirrbare Sachlichkeit. Wie er das kritische Urteil unabhängig machen will von der literarpolitischen Kon-

---

Anhang z. 25.—36. Band 2, 878), wo er sagt: „Über den Wert desselben weiter nichts zu sagen, haben wir begründete Ursachen, die der Leser leicht erraten wird"; ebenda S. 883 zeigt er die Übersetzung seiner „Freuden Werthers" ins Holländische an als „eine Übersetzung eines in Deutschland genug bekannten Werkchens".

[1]) im 43., 44. und 70. Litbrief.

[2]) A. D. Bibl. 37, 1 „Nachricht" S. 306.

[3]) Mit einem Beispiel mag der Vorwurf der parteiischen Voreingenommenheit, der gleichwohl gelegentlich gegen Nicolai erhoben wird, entkräftet werden. Franz Kopetzky wirft in s. Werk über „Joseph und Franz v. Sonnenfels" (S. 164) Nicolai vor, daß sein Urteil gegen Sonnenfels unsachlich war: „Daß die strenge Objektivität bei der Besprechung der verschiedenen Werke nicht selten der subjektiven Voreingenommenheit weichen mußte, darf an Buchhändlerjournalen nicht auffallen"; Nicolai habe anfänglich günstige Urteile über Sonnenfels gefällt, dann, als der freundliche Briefwechsel mit Sonnenfels aufhörte, ungünstige; „Sonnenfels fand es daher an der Zeit, Nicolais Freundschaft wieder aufzufrischen, weshalb er sich mit demselben in eine Korrespondenz einließ; die Wirkung dieses Briefwechsels trat bald zutage" (nämlich in einer günstigen Rezension von Sonnenfels' „Grundsätzen der Polizeiwissenschaft" S. 175). Abgesehen von der zweifachen Unrichtigkeit, daß erstens Nicolai mit den Rezensenten der A. D. Bibl. von Kopetzky ohne weiteres identifiziert wird, und zweitens, daß es Nicolai war, der den Briefwechsel beendet hatte, nicht, wie Kopetzky annimmt, Sonnenfels — war hier nicht eher Sonnenfels der Vorwurf einer Unredlichkeit als Nicolai derjenige der Voreingenommenheit zu machen, um so mehr, als Kopetzky zugibt, daß Sonnenfels, „als ihm die Unterstützung der Literatur schon entbehrlich schien", Nicolais Reisebeschreibung öffentlich hart verurteilt hat?

stellation, so will er den Menschen nicht für die Leistungen des Dichters oder des Philosophen entgelten lassen. „Was geht es mich wohl an, wer ein Blättchen geschrieben hat, wann ich nur weiß, ob eine Wahrheit oder Falschheit darauf geschrieben stehet", sagt er im 76. Literaturbrief. So will er auch einem Dichter, dessen Werke er hochschätzt, seine Achtung nicht versagen, wenn er dem Menschen scharf entgegentreten muß; in seinem Brief an Wieland,[1]) in dem er sich gegen dessen „durch keinerlei unmittelbare Veranlassung hervorgerufenen persönlichen Ausfall"[2]) (gelegentlich der Besprechung von Nicolais „Freuden Werthers"[3])) verteidigt, fügt er die „clausula salutaris" hinzu: „Es geschehe, was wolle, so wird dadurch in der großen Hochachtung gegen Ihre Talente nichts verändert werden ..."; das aber verübelte Wieland ihm gerade und antwortet,[4]) es sei schlimm für Nicolai, wenn er, ungeachtet ob Wieland nun nach Nicalais Meinung als ein „ehrlicher Kerl zur gesagten Wahrheit halte" oder „wie ein Schurke rekantiere", dennoch seine Talente hochachten wollte; Wieland polemisiert also dagegen, daß Nicolai den Dichter vom Menschen trennen will, Nicolai aber hält an seiner Ansicht fest,[5]) daß „ein Mann mit gutem Gewissen auch mit jemandem streiten kann und muß, dessen Talente er hochschätzt". So bezeugt er auch im Streit mit Kant, in dem übrigens zuerst Kant persönlich wird, indem er auf eine sachliche Kritik hin Nicolai „Buchmacherei" vorwirft, zu wiederholten Malen seine Hochschätzung ja Verehrung des Menschen Kant, mit der gar wohl die abfällige Kritik seiner Philosophie sich vertragen könne;[6]) er habe es nicht mit Personen, sondern mit Leistungen zu tun. Und in dem Streit mit Schiller, in dem übrigens zuerst Schiller auf die sachliche Polemik der Nicolaischen Reisebeschreibung gegen die

---

[1]) 5. V. 75, A. D. Bibl. 37, 1, 303.

[2]) So nach Ludwig Geigers Urteil „Wielandiana", im neuen Reich 1881, 2, 118.

[3]) Im „Deutschen Mercur", März 1775.

[4]) 8. V. 75, A. D. Bibl. 37, 1, 309.

[5]) An Wieland 16. V. 75, A. D. Bibl. 37, 1, 311.

[6]) vgl. Nicolais Vorrede zu den „Gesprächen Christian Wolffs mit einem Kantianer" S. 7 und vorher in „Über meine gelehrte Bildung" an zahlreichen Stellen.

„Horen“, in diesen mit persönlich-satirischen Anmerkungen und in den Xenien mit persönlichen Beleidigungen antwortet, verschmäht Nicolai es nicht nur, ihm angebotene Antixenien, und ein gegen Schillers Musenalmanach gerichtetes Pasquill „Der Muckenalmanach“ drucken zu lassen,[1]) sondern er bemerkt in seiner Verteidigungsschrift gegen die Xenien, dem „Anhang zu Fr. Schillers Musenalmanach“, sogar: „Wenn man mir aber alles abspricht, so lasse ich mir eins nicht absprechen: daß ich Herrn Schillers große Talente nicht verkannt, sondern vielmehr von demselben in meinem Aufsatz über die ‚Horen‘, so wie sonst immer, mit Anstand und Achtung gesprochen ... habe. Ich habe den Wert seiner echten Geisteswerke von jeher zu tief empfunden, ... als daß ich nicht für sein Talent die größte Hochachtung hegte“; gleichwohl aber behält er sich das Recht vor, dem Literaten Schiller scharf entgegenzutreten. Diese Stellungnahme Nicolais werden wir auch noch in seinem Streit mit Goethe, Lavater, Bürger und Voß erkennen; sie mag daher hier noch etwas genauer und in weiterem Zusammenhang betrachtet werden. — Diese Sachlichkeit ist der Ausdruck einer „objektiven“ Einstellung gegenüber allen geistigen Leistungen. Philosophieren heißt für Nicolai geradezu zunächst die möglichen Standpunkte einer Betrachtung aufsuchen. Deshalb sind ihm die Systeme zuwider, weil sie nur einen Augenpunkt darbieten, während es sein Bestreben ist, möglichst alle Augenpunkte einer Sache zu zeigen. So kämpft er gegen die dogmatische Theologie wie gegen die dogmatische Poetik; so bildet den Grundzug seiner Polemik gegen Kant das Bemühen, die streng begriffliche Festlegung des ethischen Handelns mit dem Hinweis auf die Mannigfaltigkeit des empirischen Lebens zu widerlegen; nichts empört ihn mehr als der — freilich mißverstandene — Begriff der Maxime, die als Naturgesetz aller vernünftigen Wesen gelten soll. An seinem Widerspruch gegen Kant aber sehen wir deutlich den wahren Charakter seiner Feindschaft gegen alles Systematische; sie ist nicht, wie bei Hamann, die demütige Einsicht in die göttliche Bedingtheit des Logos,

[1]) vgl. seine Randbemerkungen zu diesen anonymen Angeboten v. 25. X. 96 und 21. III. 97, die unter „Anonymi“ im Nachlaß Nicolais liegen.

nicht wie bei den Stürmern[1]) das lebhafte, gefühlsmäßige, freudige Umfassen der alogischen Buntheit und Vielgestaltigkeit der Welt, sondern nichts als das Ausweichen vor dem Extrem, als das ihm letzthin alles konsequent Durchgeführte erscheint; denn weit schärfer als den — vom Standpunkt Nicolais — dogmatischen Kant hat er den „anmaßenden" Subjektivismus Fichtes bekämpft (ohne deren innere Verwandtschaft zu durchschauen). Dem Extrem aber glaubt er durch „objektive" Betrachtung ausweichen zu können, die er durch die Aufzeigung der möglichen Standpunkte erreichen will; wie er in seiner Polemik gegen Kant dem Rigorismus der Kantschen Ethik durch eine von Kant abweichende Lösung der Kollisionsfälle ausweichen will, so macht er der eudaimonistischen Glückseligkeitslehre gegenüber den sozial gefärbten Pflichtbegriff geltend. Auf literarischem Gebiet ist nun das Mittel zum Kompromiß zwischen den Extremen die Sachlichkeit, die den Schriftsteller vom Menschen trennt. Lavater verlangt — eine für den Sturm und Drang charakteristische Forderung — in bezug auf seinen „Pontius Pilatus": „Es ist Abdruck meines Geistes und Herzens, Schimmer oder Dämmerung von mir, allemal von Individualität und ohne das Medium meiner selbst eine im ganzen ungenießbare Speise. Wer dieses Buch haßt, muß mich hassen; wer dieses Buch liebt, muß mich lieben; . . . wem es durchaus gefällt, der muß ein Herzensfreund von mir sein".[2]) Nicolai aber scheidet da, wo er anerkannten Werken aus innerer Gegensätzlichkeit widersprechen muß, das Werk vom Autor und will, wo er ein Buch angreift, ja parodiert, dem Autor die Hochachtung und Bewunderung seiner Talente nicht versagen; an seinen „Freuden Werthers", die ja auch das Werther-Problem den Jungen nur „aus einem anderen Augpunkte" zeigen sollte, werden wir dieses Verfahren besonders deutlich sehen. Es handelt sich jedoch dabei um keinen vereinzelten Fall. Diese Tendenz, die sich schon früh zeigt, mußte natürlich um so stärker hervortreten, je mehr sich, wie das oben angedeutet wurde, das reine

[1]) vgl. etwa Franz in Klingers „Leidendem Weib" II, 3: „Der nächste Weg zum Narren zu werden ist, sich ein System bauen zu wollen" usw.

[2]) Zitiert nach Sauer, DNL. 79 S. 19; vgl. Hamann an Herder (3. IV. 74, Roth V, 62) über Merck: „Ich merkte gleich Unrat, da er mir dreimal mit seiner verfluchten Distinction zwischen Mensch und Autor ins Gesicht schlug".

Interesse für die Poesie speziell wissenschaftlichen Interessen unterordnete, und je mehr sich Nicolai in eine Abwehrstellung gedrängt fühlte.

Diese Kennzeichnung des kritischen Verfahrens Nicolais bedarf indessen noch einer Berichtigung. Die Sachlichkeit, die ihm ermöglicht, die innere Abneigung gegen ein Werk mit der Anerkennung des Autors zu vereinen, den Menschen vom Schriftsteller zu trennen, wird ergänzt durch ein psychologisch gerichtetes Verfahren, das ein Werk auf den Urheber, eine Anschauungsweise auf die subjektiven Bedingungen derselben zurückführen will. Es handelt sich dabei für Nicolai aber nicht um einen Widerspruch, sondern um zwei verschiedene Stufen. Jene erste Trennung ermöglicht ihm in den literarischen Fehden — und an welches bedeutende Werk jener Zeit knüpften sich nicht unfehlbar gleich nach seinem Bekanntwerden solche an? — sein Urteil vor der Trübung zu bewahren, die aus dem Ruf, der einem Schriftsteller voranging, sich auch für selbständigere Geister ergab; dieses Verfahren aber erlaubt ihm eine nicht mehr äußerliche Sachlichkeit, die, um das Werk in seiner Ganzheit erfassen und es von der ihm eigenen Grundlage aus kritisieren zu können, den Dichter als Maßstab der Dichtung, den Menschen als Maßstab der Anschauung setzt, ohne daß freilich der Dichter oder der Mensch an sich Objekt seiner Kritik wird. Steht doch im Mittelpunkt seiner Kunstanschauungen, wie wir erkannten, nicht das Werk, sondern „der Künstler und sein Werk", ohne daß er den Künstler an sich irgendwie in dogmatische Fesseln einengen will; es kommt ihm einzig auf die Erkenntnis des Zusammenhanges zwischen subjektiven Bedingungen und objektiver Gegebenheit an, nicht auf dieses oder jenes gesondert. Gegenüber dem gerade gegen Nicolai immer wieder erhobenen Vorwurf des „exoterischen Raisonnements", des unbekümmerten Dogmatisierens, ist es notwendig, sein Verfahren mit aller Schärfe zu kennzeichnen.

Erich Schmidt charakterisiert den Kritiker Lessing dahin, daß er „die Frage nach den Traditionen und Intentionen und nach den Gründen, warum etwas gerade ein solches Aussehen gewinnen mußte, auch großen Talenten gegenüber vernachlässigte".[1]) Ob

[1]) „Lessing" I S. 403.

dieses Urteil nun in dieser Schärfe auf Lessing zutrifft oder nicht — auf den Kritiker Nicolai kann es jedenfalls nicht angewandt werden. Nicolai besaß ein gutes Organ für psychologische Zusammenhänge, das sich zumal seit der Zeit, da die „Wissenschaft vom Menschen" immer stärker sein Interesse in Anspruch nahm, natürlich innerhalb der durch Baumgarten abgesteckten Grenzen, betätigte. Man könnte seine Romane wegen des starken Hervortretens der seelischen Bedingungen zu jeder Handlung seiner Personen psychologische nennen; freilich reicht sein dichterisches Vermögen nicht aus, um sie zu gestalten, er räsonniert vielmehr über die psychologischen Faktoren der Handlungen seiner Helden. Umständlich, aber mit dem richtigen Gefühl für die Notwendigkeit der Begründung einer wichtigen Handlung aus der seelischen Zuständlichkeit entwickelt er z. B. den Entschluß Sophiens im „Dicken Mann", ihren Jugendfreund, der sie einst verschmäht hat, zu heiraten.[1] Ja in der ganzen Anlage dieses Romans zeigt sich das Bestreben, die Schicksale des Helden — und damit der heruntergekommenen philosophischen Gecken Kantischer Schule — aus dem „Milieu", der Erziehung, den äußeren Lebensumständen seiner Jugendjahre, dem Charakter der Eltern usw. psychologisch zu erklären. Besonders stark spricht sich dieses Bemühen in den „Vertrauten Briefen" aus, doch zeigt es sich auch im „Sempronius Gundibert" und im „Sebaldus Nothanker", hier besonders in den Charakteren Säuglings und Marianes. Dieses Organ für die psychologischen Zusammenhänge hat sich denn auch in seinem kritischen Verfahren funktionell betätigt. Wenn Lessing wirklich, wie Erich Schmidt will, die Frage nach dem Grunde, weshalb ein Gedicht „gerade ein solches Aussehen gewinnen mußte", vernachlässigt hat, so verlangt Nicolai etwa von Herder,[2] daß er bei der ihm aufgetragenen Bodmer-Rezension „untersuchen" solle, „woher es kommt, daß diese Gedichte so unwohlklingend und so unlesbar sind. Die harte Prosodie und die närrischen Epithete u. dgl. sind freilich eine von den Ursachen mit, aber selbst in den Gedanken liegt, wie mich dünkt, nicht die Hauptursache. Bodmers

---

[1]) Dicker Mann II, 41, 233 f.

[2]) An Herder 2. V. 67, bei O. Hoffmann S. 9.

Einbildungskraft ist kalt, und er sucht durch locos communes seine Gedichte aufzustutzen". Und im allgemeinen Überblick über die zeitgenössische Literatur, den der Magister Matthesius im Gespräch mit Sebaldus Nothanker gibt,[1]) erklärt er sich im Sinne Nicolais: „Wir wollen uns die Fehler unserer Literatur und unserer Gelehrten nicht verhehlen, aber wir wollen auch das entschuldigen, was ohne die Schuld unserer Gelehrten nicht anders sein kann". „Was wäre Kant geworden," urteilt er demgemäß,[2]) „wenn er wie Hume hätte schreiben können. Und er würde so geschrieben haben, wenn er, wie Hume, hätte Menschen kennen lernen, statt daß er bloß Studierstube und Katheder kannte" (worin er ja, wie wir schon andeuteten, eine allgemeine, nicht ohne weiteres zu beseitigende Eigentümlichkeit der Deutschen sah). Ist es nicht geradezu eine Umkehr aller Begriffe, wenn er dem Begründer unserer modernen, auf nachempfindender Einfühlung beruhenden Kritik, Friedrich Schlegel, die Worte entgegenruft[3]): „Lessings Werke wollen, so wie die Werke a l l e r guten Schriftsteller, i n d e m e i g e n e n G e i s t e d e s V e r f a s s e r s gelesen sein; der fremde, besonders der rein vonvornige dünkelvolle, nach eignem Bedürfnisse postulierende Geist unterdrückt jeden Geist, der in den Schriften eines vorzüglichen Verfassers zu Hause ist".[4]) Und er fordert dieses kritische Verfahren nicht nur, sondern wendet es auch an. So ist z. B. in der Zeit seines Kampfes gegen den Sturm und Drang die Bezeichnung „schielend" ein typischer Ausdruck seines Tadels, der uns oft begegnen wird. So sucht er sich Thomas Abbts Stil, dem er ablehnend gegenübersteht, psychologisch zu erklären; je mehr er es überlege, schreibt er an Justus Möser,[5]) scheine ihm Abbts Stil „aus einer mißlungenen Nachahmung des Tacitus" entstanden zu sein. Er wollte wichtige

[1]) Sebald. Nothank. II, 1 S. 106.

[2]) Göckingk S. 130.

[3]) Vorrede z. d. „Gesprächen Chr. Wolffs mit e. Kantianer" S. 65; im Hinblick auf Schlegels Emilia Galottikritik.

[4]) vgl. „Vertraute Briefe" S. 118: „Der wahre Kenner schätzt jedes Geisteswerk in seiner Art; wer alles will Goethisch und Shakespearisch haben, ist genau so kleinlich und einseitig als die Franzosen, welche meinen, que le bon goût ne se trouve qu' en France".

[5]) 19. III. 67, Mösers Werke, ed. Abeken 10, 146.

Sentenzen in wenig Worten ausdrücken; zuweilen seien aber seine Gedanken entweder noch nicht reif genug gewesen, oder er habe nicht Geduld genug gehabt, sie so zu wenden, daß sie sich natürlich ausdrücken ließen, und habe dann der deutschen Sprache die Schuld gegeben, deren vorhandene Mittel ihm als unzureichend galten, und die er durch eigene Wortfügungen und Metaphern ersetzte; bald habe er sich indessen so an diese willkürliche Schreibart gewöhnt, daß er sie auch verwandte, „wenn die Ursachen, die sie zuerst veranlaßten, nicht da waren". — So hebt er auch hervor, daß der Dichter nur da Vollkommenes leisten könne, wo er seinen eigensten Bedingungen folgt, und wie er, was wir schon oben bemerkten, es Uz so wenig anrechnen will, wenn er statt Lieder bisweilen Lehrgedichte macht, als Klopstock, wenn dieser statt Oden Lieder dichtet, so bemerkt er beispielsweise von der Karschin, daß sie nur da Vollkommenes leiste, wo sie „in der Hitze der Einbildungskraft" — die sie sich selbst als eigentliches Produktionsmittel in der Vorrede zu ihren gesammelten Gedichten zugewiesen hatte —, nicht aber „aus Vorsatz und mit ruhiger Überlegung" dichtet; ihre dichterische Stärke beruhe in der Improvisation, nicht aber in der — von Nicolai einzig geschätzten — Verbindung planvoller Überlegung und ursprünglicher dichterischer Kraft.[1]) Dieses Eingehen auf die psychologischen Grundbedingungen ist so stark, so sehr nimmt er in dem zu kritisierenden Werk Platz, daß er mitunter die Selbständigkeit seines Urteils aufgibt und sich ganz an das zu Beurteilende verliert. Besonders in den Anzeigen in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" zeigt sich das, aber auch späterhin etwa in seiner Polemik gegen Kant, von dessen Problemstellung und gebrauchtem Material er ganz abhängig ist, so daß er eigentlich nur dialektische Einwände erheben kann. In seiner Kritik des Sturms und Drangs wird uns diese Art seines Verfahrens noch wiederholt bemerkbar werden.

Auch an der Art des kritischen Verfahrens Nicolais haben sich die Widerstände gegen den Sturm und Drang entzündet. Albert Köster hebt mit Recht die Bedeutung der Forderung einer

[1]) Nicolai im 276. Litbrief, der von Mendelssohn herrührt, dem Nicolai jedoch nach Altenkrügers Angabe (S. 100) die hier zitierten Stellen eingefügt hat.

neuen Kritik für die Bestrebungen der Geniebewegung hervor,[1]) wenn er auch die Gegensätze hier nicht scharf genug faßt. Was die gegenpoligen Anschauungen über das Wesen der Kritik betrifft, so haben sie sich in Nicolais Auseinandersetzung mit Gerstenberg und Hamann recht früh geäußert, wie sie später im Streit mit Voß hervortraten. Die Gegensätze des kritischen Verfahrens, die vorhin schon an einer Stelle durch die Erwähnung der Lavaterischen Äußerung über seinen „Pontius Pilatus" angedeutet wurden, haben sich in Nicolais Äußerungen über die Frankfurter Gelehrten Anzeigen, in seinem Briefwechsel mit Herder und Lavater bemerkbar gemacht. Die gekennzeichnete Sachlichkeit des Kritikers Nicolai im Verein mit seinem psychologischen Verfahren hat wiederholt die Ablehnung und den Spott der Stürmer erfahren. Der junge Goethe stellt einmal in temperamentvollen Versen[2]) als die beiden Arten des Kunstbetrachters den „Kenner" und den „Enthusiasten" gegenüber; das kritische Ideal der Stürmer verkörpert der Enthusiast; Nicolai war und galt mit Recht als „Kenner".

---

[1]) „Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung im 18. Jahrh.", Leipzig 1911, S. 37 f.

[2]) Weimar-Ausgabe Bd. 2, 187 f.

Robert Noske, Borna-Leipzig.

Lebenslauf.

Ich, Martin Sommerfeld, wurde am 2. Mai 1894 als Sohn des Kaufmanns und Fabrikbesitzers Heinrich Sommerfeld und seiner Frau Berta geb. Klein zu Angerburg (Ost-Preußen) geboren; ich bin jüdischer Konfession. Auf der Höheren Privatknabenschule meines Geburtsortes, dem Königl. Gymnasium zu Insterburg und dem Königl. Prinz-Heinrichs-Gymnasium zu Berlin-Schöneberg vorgebildet, studierte ich, nachdem ich Ostern 1912 das Zeugnis der Reife unter Befreiung von der mündlichen Prüfung erlangt hatte, insgesamt 9 Semester Germanistik, Philosophie und mittlere und neuere Geschichte. Nach viersemestrigem Studium an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin wurde ich Ostern 1914 an der Königl. Ludwig-Maximilians-Universität zu München immatrikuliert, Ostern 1915 abermals in Berlin, im Sommersemester 1916 wieder in München. Ich besuchte während dieser Zeit Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren Baesecke, Dessoir, B. Erdmann, Frischeisen-Köhler, Ad. Goldschmidt, Harsley, Max Herrmann, Hintze, Krabbo, Lasson, Max Lenz, R. M. Meyer †, Morf, Perels, Riehl, Roethe, Rödiger, Rupp, Dietrich Schäfer, Simmel, Sternfeld, Stumpf, Tangl (Berlin); Baeumker, Burger, Külpe †, Kutscher, v. d. Leyen, Marcks, Muncker, Paul, Steinberger, Strich, Unger, Wilhelm (München). Ihnen allen danke ich für Belehrung und Anregung; besonders aber meinem hochverehrten Lehrer, Herrn Professor Dr. Muncker, für die mannigfache Förderung meiner Arbeit.